Der Deutsche im Auslande

Transkaukasien

Verlag Julius Beltz - Langensalza

Das geflügelte Faß ist das Wappen der Winzergenossenschaft „Konkordia".
Die russischen Buchstaben heißen „Konkordia".

Der Deutsche im Auslande
Herausgegeben von der Auslandsabteilung des
Zentralinstitutes für Erziehung und Unterricht

ეროვნული ბიბლიოთეკა

31. Heft

Der Deutsche in Transkaukasien

Für die Jugend zusammengestellt

von

Oberlehrer Jakob Hummel
in Helenendorf (Aserbeidschan)

Zweite Auflage

Verlag von Julius Beltz in Langensalza
Berlin — Leipzig

Alle Rechte vorbehalten

ეროვნული ბიბლიოთეკა

Aus der Sammlung Oswald Zienau

Elbrus (5600 m), der höchste Berg des Kaukasus

Deutsche Kolonien in Transkaukasien?

In den wilden Kaukasus, und zwar in seinen südlichen Teil — Transkaukasien — möchte ich meine jungen Leser führen. Die lange Strecke, welche Deutschland von Transkaukasien trennt, können wir in etwa 6—7 Tagen mit der Bahn zurücklegen. Dabei machen wir noch einen großen Umweg, denn über den Großen Kaukasus führt zurzeit noch keine Bahnlinie.

Dort hinter der gigantischen Gebirgskette, zwischen dem Kaspischen und Schwarzen Meere, im Süden an Persien und die Türkei grenzend, sind drei Republiken entstanden — Aserbeidschan, Georgien und Armenien — welche heute dem russischen Rätereich angegliedert sind.

Nicht die alte Geschichte dieser jungen Republiken, auch nicht die wunderbare und wilde Natur, noch die reichen, vom Menschen unberührten Bodenschätze dieser Länder sollen uns jetzt interessieren. Das Ziel, das wir verfolgen, ist ein anderes. Unsere deutschen Brüder, die das Schicksal vor mehr als 100 Jahren nach Grusien und Aserbeidschan gebracht hat, wollen wir in ihren Kolonien aufsuchen, um mit ihnen wieder bekannt zu werden. Es sind Auswanderer aus Württemberg, Schwaben, die es verstanden haben, eine zweite Heimat in jenem fernen Gebirgslande zu gründen.

. . . . Der Eisenbahnzug nähert sich einem schwarzen Walde von Bohrtürmen. Die Residenz Aserbeidschans — Baku mit seinen

Naphthaquellen. . . Nicht weit vom Bahnhofe sehen wir eine stattliche Kirche in gotischem Baustile. Eine deutsche Gemeinde ist dort. Deutsche Arbeiter, Techniker und Ingenieure der Naphthawerke haben sich aus den verschiedensten Gegenden zusammengefunden. Sie haben ihre Kirche, ihre deutsche Schule, einen deutschen Klub. Es sind beliebte Bürger der jungen Republik, und ihre gewissenhafte Arbeit wird von der Regierung hoch geschätzt.

Aber die Auswanderer aus Württemberg? — Um in ihre Siedlungen zu gelangen, fahren wir weiter auf der transkaukasischen Bahnlinie durch die wüste Muganssteppe und das öde, stellenweise mit großen Sümpfen bedeckte Kuratal. Im Bereiche des Gouvernements Gandscha auf der Strecke Gandscha-Akstafa locken uns da und dort grüne Oasen, die deutscher Fleiß bei drückender Sommerhitze aus dem Boden hervorgezaubert hat. Setzen wir unsere Reise fort, so überschreiten wir bei der Station Poili die Grenze von Aserbeidschan und treffen nach einigen Stunden in Tiflis, der Hauptstadt von Grusien, ein. Auch dort finden wir eine deutsche Kirche und Schule, und wir sind nicht wenig überrascht, wenn wir mit noch weiteren schwäbischen Siedlungen in der Umgebung von Tiflis bekannt werden.

Also . . . siebzehn deutsche Kolonien in Transkaukasien! Wie kommen denn dorthin so viele deutsche Kolonisten? Was tun die dort?

Ihre Geschichte ist eine Geschichte ruhmvollen Kampfes ums Dasein, den sie inmitten des wilden, unkultivierten Kaukasus über 100 Jahre zu führen hatten. Es war eine harte, saure und gefahrvolle Arbeit, die es jedoch dahin brachte, daß die deutschen Kolonien heute als Oasen der „transkaukasischen Wildnis" bewundert werden.

Jakob Hummel

Ausreise schwäbischer Familien zum fernen Osten

Die Kriegszüge Napoleons I. gegen Deutschland und Rußland hatten erhöhte Steuern, vermehrte Aushebung junger Leute zum Kriegsdienst und andere Lasten auch für Württemberg zur Folge. Die dadurch entstandene Armut veranlaßte viele, an eine Auswanderung in solche Länder zu denken, wo sie ein leichteres und sorgenfreieres Durchkommen zu finden hofften.

Auf die Aufforderung des russischen Zaren Alexander I., der den Auswanderern materielle Hilfe und andere Vergünstigungen in Aussicht stellte, entschlossen sich 1440 württembergische Familien, nach dem Kaukasus auszuwandern. Sie sollten dort die unbewohnten Steppen bevölkern und sollten in der Landwirtschaft und im Handwerk als Muster dienen.

Die erste Auswanderungskolonne, 40 Familien aus Schwaigheim, erhielt im September 1816 in Stuttgart durch den russischen Gesandten Pässe und trat im September des Jahres 1816 ihre Reise nach Rußland an. In Wien wurden Gottlieb Löffler und Adam Schüle zu Vorstehern erwählt, unter deren Leitung die Weiterreise auf der Donau bis Ismail an der russischen Grenze glücklich ausgeführt wurde. Auf deutschen Kolonistenwagen wurden sie nach Großliebenthal bei Odessa abgeholt, wo sie am letzten Tage des Jahres 1816 anlangten.

Kaum waren diese Schwaigheimer aus ihrem Vaterlande abgezogen, so bildeten sich nach ihrem Beispiel noch viel größere Gesellschaften zur Auswanderung nach Rußland.

Nachdem alle Vorbereitungen zur Reise vollendet und die nötigen Schritte zur Auswanderung getan waren, wurde die Ausreise in 14 Kolonnen angetreten. Ulm war der allgemeine Sammelpunkt, wo die Auswanderer auf der Donau sich einschifften. Die langsame Fahrt durch die ungesunden Donaugegenden mitten im Sommer, verbunden mit unregelmäßiger Kost, der Genuß von Obst und von stark erhitzendem ungarischen und türkischen Wein erzeugten gefährliche Fieber und tötliche Krankheiten unter ihnen. Nachdem schon viele auf den Schiffen erkrankt waren, brach in Ismail eine furchbare Fieberepidemie unter ihnen aus, welche in kurzer Zeit 1100 Menschen hingerafft haben soll.

Hier starben ganze Familien aus, Kinder wurden zu Waisen, Männer zu Witwern und Frauen zu Witwen.

Dieselbe Schreckensszene wiederholte sich aber nochmals bei Odessa. Da sollen noch mehr Personen gestorben sein als in Ismail. Fast alle Ankömmlinge lagen krank darnieder. Es konnte kaum einer dem andern einen Trunk Wasser darreichen, um seinen brennenden Fieberdurst ein wenig zu kühlen, so schwach fühlten sie sich. Dutzendweise starben sie oft an einem Tage dahin. Für die vielen Leichen konnte man nicht Gräber und Särge genug herrichten, darum legte man, wie auf dem Schlachtfelde, viele in ein Loch und deckte es mit Erde zu.

Es ist schwer, sich das Zigeunerleben der Auswanderer während dieser Fahrt vorzustellen. Mann, Weib, Kind und Kegel auf einem Karren. Tag für Tag, bei Sonnenschein und Unwetter, folgte ein Wagen dem andern auf dem unendlich langen, schlechten Wege durch Länder, die von halbwilden Völkern bewohnt waren. Viel Unordnung und Roheit brachte dieses Leben mit sich. An einfachste Bequemlichkeit war nicht zu denken. Die Erziehung der Kinder war fast unmöglich. Nur die gemeinsamen Morgen- und Abendandachten sowie Feldgottesdienste an Sonn- und Festtagen, die

vom ersten Vorsteher gehalten wurden, gaben den Auswanderern geringe geistige Nahrung.

Schon hatten die ersten Kolonnen die kaukasische Gebirgskette überschritten, die letzten aber bewunderten erst von Ferne die mit ewigem Eis und Schnee bedeckten Gipfel dieses Riesengebirges, da brachte ein Eilbote den Befehl des Oberbefehlshabers, daß sie bei Stowropol Winterquartiere beziehen sollten, weil der Sturz von Lawinen, sowie die vorgerückte Jahreszeit den Übergang über das Gebirge fast unmöglich machten. Wie ein Blitzschlag aus heiterem Himmel kam diese Nachricht. Doch die unerschrockenen, wackeren Leute erwirkten dennoch die Erlaubnis zur Weiterreise und trafen im November 1818 in Tiflis ein. Dank ihrer zähen Ausdauer und der fürsorgenden Unterstützung der Regierung hatten somit die Auswanderer in etwa 1¼ Jahren das ersehnte Land erreicht.

Friedrich Schrenk und Jakob Hummel

Gründung von Elisabethtal

Hier war die lange, schwere Wanderung beendet, die vielen das Leben gekostet, andere zu Witwern, Witwen und Waisen gemacht, noch andere um ihr Vermögen gebracht und in bittere Armut gestürzt hatte. Mit gespannter Erwartung sahen die Überlebenden ihrem weiteren Schicksale entgegen.

Weit und breit nichts als ödes, mit Dornhecken bewachsenes Steppenland, dort, wo sie sich ansiedeln sollten. Kein freundliches Dorf oder Landstädtchen mit schmuckem Kirchlein und emporragendem Kirchturme, wie sie's in Württemberg verlassen hatten, nahm die Fremdlinge hier auf. Sie waren darauf angewiesen, sich eine neue Heimat zu schaffen, und dazu mußten erst taugliche Plätze aufgesucht und ausgewählt werden.

Da der Winter schon vor der Türe stand, und da sie keine Häuser mehr bauen konnten, so wurden Erdhütten errichtet, wie die Grusiner sie haben. Andere aber wohnten unter Zelten und in bedeckten Wagen inmitten der Dornhecken, von denen die Gegend übersäet war. Nach einem strengen, kalten Winter, in dem Pferde und Menschen stark zu leiden hatten, ging man mit Ernst daran, Wohnhäuser von Stein zu bauen. Den meisten fehlten noch die Mittel; sie mußten sich daher mit wohnlicheren Erdhütten begnügen, und sie taten es gern, denn sie waren nach den mannigfachen Reisebeschwerden froh, daß sie sich mit den Ihrigen überhaupt in einem Hüttchen untergebracht sahen, das sie ihr Heim nennen konnten. Wenn es dann hin und wieder nach anhaltenden Regengüssen durch die mit Reisern und Erde gedeckten, platten Dächer

auf die wenigen Habseligkeiten, mit welchen der neue Haushalt armselig begonnen werden mußte, stark herabträufelte, oder wenn die Kinder großer Familien, für die das von der Krone geliehene Nahrungsgeld nicht ausreichte, mit tränenden Augen in den nachbarlichen Grusinerdörfern ihr Brot betteln mußten, — so vertrösteten Vater und Mutter sie auf spätere bessere Zeiten.

Diese Niederlassung, die am 19. November 1818, dem Elisabethtage, bezogen wurde, erhielt den Namen Elisabethtal.

Friedrich Schrenk

Aus der Sammlung Oswald Zienau

Markttreiben im heutigen Elisabethtal

ეროვნული ბიბლიოთეკა

Gründung von Alt-Katharinenfeld

In demselben Monat kamen 135 weitere Familien auf der kahlen Steppe an. Kein Obdach war für die Menschen, kein Stall noch Futter für die Pferde vorhanden, und der Winter stand vor der Tür. Zum Glück streckte auch ihnen die Regierung Nahrungsgelder vor und sorgte auch dafür, daß die umwohnenden Tataren ihre Sommerzelte den Schwaben zur Benutzung überließen, bis sie sich eigene Wohnungen erbaut haben würden.

Ein alter, ehrwürdiger Kolonist aus Katharinenfeld beschreibt jene Ansiedlung in einem Brief an seine Verwandten in Württemberg in folgender Weise:

„Dort angekommen auf einem kahlen Lande, der Winter vor der Tür, kein Obdach, kein Brot, 5 Pferde und dazu kein Stall und kein Futter! Ach, da wurde das Gottvertrauen geprüft! Als die Kolonie und die Hausplätze verlost waren, machten wir uns an die Arbeit. Ich und ein anderer junger Mann bauten eine Erdhütte und einen Backofen darin, wo wir den Winter über warm und bequem zu wohnen hatten. Frucht und Brot konnten wir von den Tataren kaufen, Holz durften wir im nahen Walde holen, soviel wir wollten. Aber die armen Pferde mußten den Winter über Tag und Nacht ohne Hirten auf der Steppe umher ihr Futter suchen. Viele von uns wohnten während des Winters in Hütten, die von umgebogenen Rohrstäben gemacht und mit einem Filzteppich bedeckt waren, wo es wegen des Rauches nicht angenehm zu wohnen war. So wurde endlich das Gemeindewesen geordnet und eine große Hütte zum Gottesdienst und zur Schule aufgerichtet. Geistliches und weltliches Regiment war schon im Anfang gewählt und von der Regierung bestätigt worden. Der ersehnte Frühling kam; es wurde aller Orten gesäet und gepflanzt, auch Weingärten wurden angelegt. Alles wuchs in herrlicher Pracht und üppiger Fülle heran. Aber kaum hatte der Sommer begonnen, so brachen schon Krankheiten mancher Art herein, und bis in den August traf man nur hier und da einen, der noch gehen konnte. Gesund war niemand mehr. Die Sterbefälle wurden immer häufiger, so daß wir wohl einsahen, daß wir an dieser Stelle nicht bleiben konnten."

Friedrich Schrenk

Gründung von Neu-Katharinenfeld

Unter diesen Umständen sahen alle ein, daß es dringend notwendig sei, von dieser Stelle weg auf eine andere überzusiedeln, wenn nicht in kurzer Zeit die ganze Kolonie aussterben sollte. Es wurden deshalb zwei Abgesandte zur Regierung geschickt, welche

um gesünderes Land zur Ansiedlung baten. Diese Bitte wurde ihnen bereitwillig erfüllt, und so bekamen sie das Land, auf dem jetzt die Kolonie steht. Eine Wildnis war auch diese Stätte noch, als die Deutschen im Spätjahr 1819 sich auf ihr niederließen.

Die Ansiedlungsnöte begannen hier von neuem, um so mehr, als beinahe alle krank hier ankamen, und viele von ihnen die Angehörigen als Kranke in Alt-Katharinenfeld hatten zurücklassen müssen. Hören wir, was der vorhin erwähnte Kolonist über diese neue Ansiedlung weiter schreibt:

„Hier angekommen, krank, wieder ohne Obdach, ohne Brot und Futter, und schon wieder Herbstzeit! Zur Anlegung der Kolonie wurde uns ein Stück Land angewiesen, das mit hohem Gras und Dornbüschen ganz überwachsen war. Jeder bezog seinen Hausplatz. Da lagen die Kranken in und unter dem Wagen bei Tag und Nacht in der Kälte, bei Sturm und Regen. Ihr Lieben, in diese Jammerszenen versetzt Euch! Nun fingen wir an, uns ein Obdach zu verschaffen. Lange Weidenstäbe wurden in die Erde gesteckt, oben zusammengebogen, mit Weiden überlegt und mit dürrem Grase bedeckt. In dieser Hütte brachten wir den ersten Winter zu. Viele unserer Leute gingen den Winter über betteln, so lange, bis wir wieder etwas einernten konnten. Denn das Nahrungsgeld wollte bei manchen nicht ausreichen. Es tut mir heute noch wohl, wenn ich daran denke, wie uns damals das lautere Hirsenbrot so gut geschmeckt hat. Wir bekamen dann Geld von der Krone, um Erdhütten zu bauen, in denen wir wohnen konnten, bis jeder sich ein Häuschen aufgebaut hatte. Holz und Steine konnten wir holen, wo und wie es jedem beliebte. Unsere Pferde, die armen Tiere, hatten abermals ohne Futter unter freiem Himmel den Winter zubringen müssen. Als nun Gras für sie gewachsen war, so fingen wir an, unser Feld umzubrechen. Da mußte man aber so viele an einen Pflug spannen, bis man 8—10 Stück zusammen hatte. Wir hatten von der Regierung Geld bekommen, um Ochsen zu kaufen, die uns sehr zugute kamen. So hatten nun die meisten so viel Land umgebrochen, daß sie allerlei Sommerfrüchte aussäen und im Herbst Weizen dreinsäen konnten, wozu wir abermals Geld erhielten. Von dieser Aussaat wurden wir reichlich gesegnet. Aber auch hier wurden wir in den 2 folgenden Sommern so sehr mit Krankheit heimgesucht und durch Sterbefälle so gelichtet, daß unsere Gemeinde von 115 Familien auf 95 zusammenschmolz. Und auch von diesen galten zum Teil nur ein oder zwei Waisen für eine Familie. Viele waren ganz ausgestorben. Dies waren schwere Zeiten in jeder Beziehung. Es gab auch viel zu arbeiten, besonders in der Gemeinde-Frohn. Man baute nämlich ein Bethaus, eine Schule und eine Mühle. Auch sonst gab es Gemeindearbeit genug. Wir hatten eine reichliche Ernte

und schnell vermehrte sich unser Viehstand. Auch hatten wir schon unsere ersten Weingärten angelegt. Man erblickte anfangs keinen Nutzen im Weinbau. Seither aber hat sich's herausgestellt, daß dies unsere beste Erwerbsquelle ist." Friedrich Schrenk

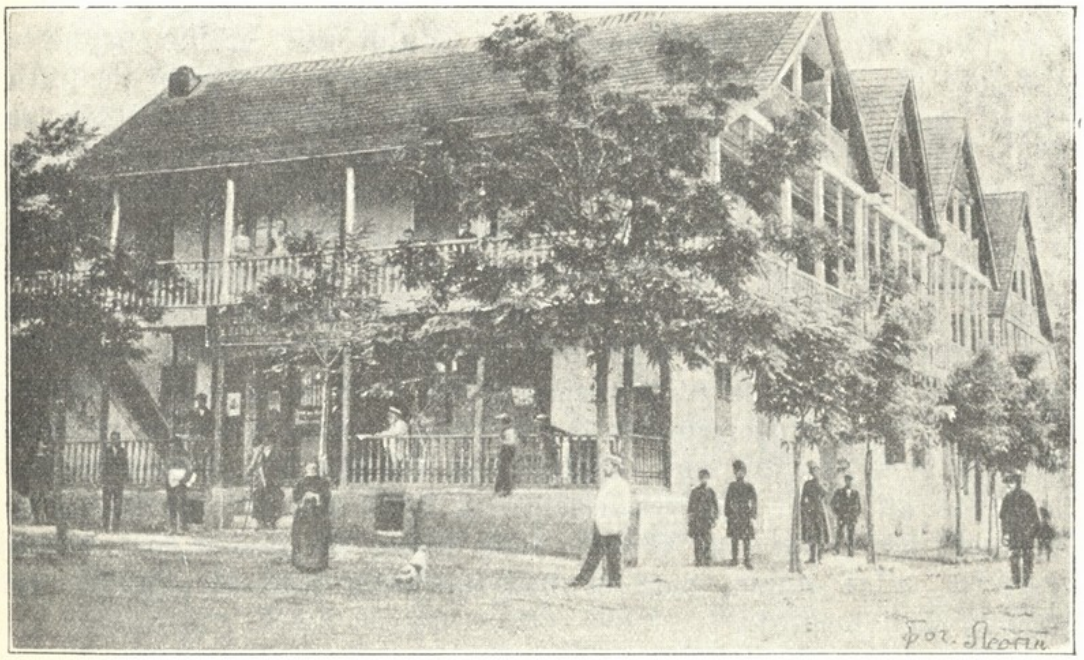
Familie Palmer aus Katharinenfeld

Gründung von Helenendorf

Die Vorsteher der 8., 9. und 10. Kolonne erhielten nach ihrer Ankunft in Tiflis die Weisung, sich mit ihren Leuten in der Nähe der Stadt Elisabethpol niederzulassen. Sie sandten daher alsbald einige Kolonisten dorthin, um den Platz in Augenschein zu nehmen. Diese kamen aber mit der Nachricht zurück, daß er in keiner Hinsicht vorteilhaft erscheine, da viel zu wenig brauchbares Land vorhanden sei, und da die Gemeinde überdies mitten unter tatarische Dörfer zu liegen käme. Man bat daher aufs dringendste die Obrigkeit um einen Ansiedlungsplatz in der Nähe von Tiflis und den übrigen deutschen Kolonien, allein vergeblich. Die Regierung ging von ihrer ersten Anordnung nicht ab. Ja, es kam in der Tat dahin, daß die

Eingewanderten der oben genannten Kolonnen im Monat Dezember mit Kosaken von Tiflis forttransportiert und auf die Straße von Elisabethpol geleitet wurden. Schwerlich wird die Gemeinde heutzutage über die ihr zugewiesene Stelle so urteilen wie damals.

Jetzt gewährt die Kolonie Helenendorf, 118 Wirtschaften groß, den Anblick eines wohlhabenden Dorfes. Sie ist breit angelegt, da zu jedem Bauernhof ein Platz als Baumgärtchen hinzugenommen wurde. Diese Baumpflanzungen inmitten des Ganzen vermehren den angenehmen Eindruck. Auf dem „Bazar" erhebt sich eine schöne Kirche, bis jetzt die schönste evangelische Kirche in Aserbeidschan. Dem



Charakteristische Kolonistenhäuser in Helenendorf

hübschen Äußern entspricht das Innere dieses Gotteshauses. Auf demselben Teil des „Bazars", nahe der Kirche, befinden sich das Pfarrhaus und das Schulhaus. Seit dem Kirchenbau haben viele Häuser im Dorfe Giebeldächer, mit Ziegeln gedeckt, erhalten, während sie früher mit Ausnahme des Pfarrhauses flache Dächer trugen. Mitten durch die Niederlassung strömt der Kanal, durch den die Anpflanzungen reichlich bewässert werden können, und die daher gut gedeihen. Ein Übelstand in Hinsicht der Gesundheit der Einwohner, der bisher noch nicht beseitigt werden konnte, ist aber der, daß die Helenendorfer aus diesem Kanal auch das Wasser zum Trinken nehmen müssen.

Friedrich Schrenk

ეროვნული ბიბლიოთეკა

Die Zerstörung der Kolonien

Annenfeld und Helenendorf.

Es war im Sommer 1826, als Grusien durch einen Überfall der Perser aus seiner bisherigen Ruhe aufgeschreckt wurde. An die Tataren, die diese Gegenden hauptsächlich bewohnen, ließen sie die Aufforderung ergehen, in Muhameds Namen die Waffen gegen die Christen zu ergreifen.

Die deutsche Kolonie Annenfeld hatte rechtzeitig erfahren, daß die umwohnenden Tataren sie zu überfallen gedächten. Deshalb schickten sie schnell einen reitenden Boten zum Kriegshauptmann und ließen bei ihm anfragen, was zu tun sei. Der Kriegshauptmann war schon mit den Zurüstungen zur Flucht nach Tiflis beschäftigt und gab den Annenfeldern erst abends spät den Bescheid, sie sollten schnell das Nötigste zusammenraffen und noch in der Nacht mit Weib und Kindern auf der Station Schamkor eintreffen; von da aus könnten sie alsdann die Reise nach Tiflis unter seinem Schutze ausführen. Schnell wurde nach der Rückkehr des Eilboten in der Kolonie bekanntgemacht, daß bis Mitternacht jedes Familienhaupt mit den Seinen zur Flucht gerüstet sein müsse. Die nötigsten Lebensmittel und Hausgeräte wurden nebst den Kindern auf die Wagen geladen, das Vieh herdenweise zusammengetrieben, und so traten die Annenfelder mit bangem Herzklopfen die nächtliche Flucht an. Sie entkamen glücklich dem Überfall und langten nach einigen Tagen wohlbehalten in Tiflis an. Nur ihre zurückgelassene Habe wurde eine Beute des Feindes, der kaum eine Stunde nach ihrem Abzuge in die Kolonie einrückte, alles nahm, was er noch vorfand, und die Häuser zum größten Teil zerstörte.

Nicht so glücklich entgingen die Helenendorfer der Gefahr. Lassen wir uns den Überfall aus der Helenendorfer Kirchenchronik erzählen:

„Niemand unter uns ahnte etwas Gefährliches. Da, gegen alles Erwarten, überschritten die Perser die russische Grenze. Wie ein Lauffeuer teilte sich dieses den Tatarenvölkern, die um uns her wohnen, mit, so daß sie sich gleich erfrechten, in unserer Gegend Räubereien zu begehen, was vordem nicht geschehen war. Einige der Räuber drangen noch an selbigem Tage gegen die Kolonie vor, raubten mehrere Pferde und umzingelten, zu großen Haufen angewachsen, das Dorf. Sobald die Kolonisten ihre gefährliche Lage gewahr wurden, versammelten sie sich am andern Morgen, dem 28. Juli, im Bethause. Als hier alle andächtig zum Herrn beteten, kamen zwei Tataren zum Bethause, um zu sehen, wie es stehe. Sie beruhigten

die Gemeinde mit der Versicherung, es solle ihnen kein Leid widerfahren. Das war aber nur eine Schlinge. Da die Kolonisten den Überfall nicht so nahe glaubten, so entschlossen sie sich, in ihre Häuser zu gehen und dort im Gebet zu verharren. Aber kaum waren sie in ihren Wohnungen, so strömten schon auf ein von jenen zwei Tataren gegebenes Zeichen die übrigen haufenweise von allen Seiten ins Dorf herein und fielen mit solcher Wut über das Vieh und über Hab und Gut der Leute her, daß sie die Tiere niederstachen, welche sich nicht schnell genug ihrem Willen fügten. Das Vieh ward herdenweise zusammengetrieben, die Wagen wurden zerstört und alles Eisen, dessen sie habhaft werden konnten, sogar die Nägel an den Wänden, nahmen sie mit. Türen, Fenster, Stühle und Bänke, ja, selbst ganze Häuser wurden verbrannt." Die Gemeinde versammelte sich vor dem Dorf. Dort standen sie eine zeitlang, unschlüssig, ob sie hier auf dem Platze ihr Urteil erwarten oder ihre Zuflucht zu den Armeniern in Elisabethpol nehmen sollten. Zwei Männer aus der Gemeinde gaben den Ausschlag zur Flucht in die Stadt. So flohen denn die Leute, wie Schafe vor dem Rachen des Löwen, Elisabethpol zu. An Horden von Tataren zogen sie mit einem Herzen voll Jammer und mit Augen voll Tränen vorüber. Ganz unbeschädigt langten sie in der Armenierstadt an, wo sie innerhalb ihrer schützenden Mauern liebreiche und teilnehmende Aufnahme fanden. Den Zurückgebliebenen aber ging es nicht so gut. Sie fielen in die Hände der Räuber. Das bejammernswerte Häuflein wurde genötigt, den Aufenthaltsort der übrigen anzugeben. Als die Gefangenen das nicht vermochten, ließ man sie endlich los. Nach manchen Ängsten kamen auch sie in die Stadt und erzählten mit blutendem Herzen den Ihrigen, was über sie ergangen war.

Die ersten Tage in der Stadt waren indessen unbeschreibliche Angsttage, da niemand unter den Kolonisten wußte, wie bald und auf welche Weise sie durch Feindeshand in die Ewigkeit geliefert werden würden. Auch standen sie von allem, was zur Leibesnahrung und Notdurft gehört, ganz entblößt, als Fremdlinge unter den Armeniern da. Eines Tages aber stieg die Angst unter den Kolonisten aufs höchste. Der persische Thronfolger gab nämlich den Befehl, daß alle Deutschen, groß und klein, sich außerhalb der Stadt zu versammeln hätten. Da nun die Perser als Feinde gekommen waren, so dachten jene an nichts anderes, als daß sie wie eine Herde Schafe würden abgeschlachtet werden; sie bereiteten sich zum Tode vor. Doch der persische Königssohn hatte nichts Böses im Sinn, sondern wollte nur sehen, was sie für Leute wären und sprach freundlich mit ihnen.

Er gab ihnen sogar militärische Bedeckung in ihre Kolonie mit, wenn sie Lebensmittel abholen wollten, damit diese ihnen nicht wieder von den Tataren abgenommen würden. Auch wurde den

ეროვნული ბიბლიოთეკა

Tataren der Befehl gegeben, daß sie den Deutschen alles Geraubte zurückerstatten müßten. Dieser Weisung wurde aber nur zum Scheine Gehorsam geleistet. Einer oder der andere erhielt ein Stück Vieh oder einen Korb voll wertloser Sachen zurück, die kaum die Mühe des Aufhebens lohnten.

Nachdem die Perser in einer Schlucht nahe bei Elisabethpol von den Russen besiegt worden waren, kehrten die Helenendorfer der Mehrzahl nach wieder in ihre verlassene Heimat zurück. Sie konnten nur wenig Lebensmittel für den Winter sammeln, denn das meiste war geraubt und zerstört worden. Auch die Häuser fanden sie zum Teil verbrannt, zum Teil ruiniert. Doch waren die Kolonisten dankbar, daß ihnen noch ein notdürftiges Obdach übrig geblieben war. Konnten sie auch nicht mehr mit Kleidern ihren Leib genügend wärmen in der kalten Jahreszeit, so konnten sie doch ihre Wohnungen heizen. Sie quartierten sich so enge ein, daß auch die Abteilung russischer Soldaten, welche ihnen zum Schutze beigegeben wurde, noch Platz fand in ihren Häusern.

Katharinenfeld

Schon einige Zeit vor dem furchtbaren Ereignis, von welchem jetzt die Rede sein soll, hörten die Kolonisten Katharinenfelds von den armenischen und tatarischen Nachbarn, daß eine räuberische Horde persischer und türkischer Völker im Anzuge sei, und daß besonders die Deutschen Böses zu befürchten hätten. Viele armenische Familien flohen mit ihrer Habe in die Nähe von Tiflis oder suchten andere Bergungsorte auf, um dem Elend eines feindlichen Überfalls, das sie von früheren Zeiten her kannten, zu entgehen. Die Kolonisten aber glaubten zuerst diesem Gerede nur halb und besorgten ihre Feldarbeit. Als jedoch die Gerüchte immer mehr und mehr Grund gewannen und namentlich ein bekannter Tatar sie aufforderte, doch an die Flucht zu denken, weil sie sonst alle des Todes sein könnten, da sandten sie eine Abordnung nach Tiflis, um die Erlaubnis zu erlangen, aus ihrem Dorfe auszuziehen. Sie begaben sich nun ungesäumt in die halbwegs von Tiflis gelegene Kolonie Elisabethtal. Kaum aber waren sie daselbst angekommen, so erhielten sie den Befehl zur Umkehr.

Mit schwerem Herzen zog man am Abend wieder nach Katharinenfeld zurück.

Am 27. August 1826, etwa zwei Stunden vor Tagesanbruch, wurden aus der Kolonie Katharinenfeld Pferde gestohlen. Als man die Diebe verfolgen wollte, fielen Schüsse. Dazu kam, daß man in einem Garten ein gesatteltes Pferd angebunden antraf mit einem Quersack, in welchem man Brot vorfand, wie es in der ganzen Um-

gebung nicht gebacken zu werden pflegte. Der Besitzer dieses Gaules mußte also von weit hergekommen sein. Die erregten Gemüter forschten hin und her. Unterdessen wurde es heller, und der forschende Blick konnte die Ferne immer mehr durchdringen. . . . O weh! Eine Horde von mehr als 1000 Mann Kurden, Perser, Türken und Tataren rückte wie ein schwarzes Ungeheuer immer näher und näher zur Siedlung her. Von unten herauf ertönte plötzlich ein fürchterliches Geschrei, und pfeilschnell umringte und füllte die grausige Horde die junge Siedlung.

Im Augenblick entstand unter den Dorfbewohnern eine fürchterliche Panik. Es floh, was nur irgend fliehen konnte. An Widerstand war nicht zu denken. Von den 400 Bewohnern der Kolonie entkamen der Wut der Feinde etwa 250, die sich teils im Fluß oder im Dickicht der Ufer, teils in Schluchten und den naheliegenden Bergen zu verstecken gewußt hatten.

Im Dorfe ging es schrecklich zu. Tausend Teufel tobten wild auf der Straße. Höllisches Schießen und Morden war ringsumher. Schreien, Klagen und Jammern erfüllten die dumpfe Luft. Und durch der Hölle ungezähmtes Toben läutete, wie von selbst, geheimnisvoll die Glocke des Bethauses. . . . Bald verstummte aber das Glöckchen. Des Schulmeisters Bube, der dies Notzeichen gab, wurde von einem Kurden mit der Lanze an die Wand gespießt. . . . Im Handumdrehen wurden 20 Personen erschlagen. Wer sich nicht retten konnte, wurde in die Gefangenschaft geführt. Mit Stricken band man die Gefangenen zusammen und trieb sie wie eine Viehherde vor sich her. Die Kleider wurden ihnen vom Leib gerissen. Kinder wurden paarweise aneinander gekoppelt und zu beiden Seiten der Pferde, einer Traglast gleich, befestigt, oder mit ihren Müttern wie Warenballen auf Pferde geladen. Tagelang blieben die Gefangenen ohne Speise und Trank. Je höher es ins Gebirge hinauf ging, desto entsetzlicher wurde das Elend dieser Ärmsten. Fast nackt und mit wunden Füßen mußten sie durch den Schnee waten. Und dabei war keine Aussicht auf Rettung. Das Bewußtsein, jenseits der Grenze als Ware verkauft zu werden, mußte ihren Jammer noch unendlich steigern. Nur wenige dieser Unglücklichen haben später ihre Heimat wieder gesehen; die meisten sind spurlos verschollen.

So manches Familienglück wurde auf immer zerstört. 31 Tote lagen umher. Verwundete stöhnten an allen Ecken. 45 Kolonisten wurden in die Sklaverei abgeführt. Die, welche der Gefangennahme entgangen waren, flohen nach Tiflis. Dort und in den benachbarten Kolonien trafen sie ihre Leidensgenossen aus Annenfeld und Helenendorf, deren Dörfer schon am 9.—10. Mai von den „Glatzköpfen“ in Schutt- und Aschenhaufen verwandelt wurden.

Ein Kolonist erzählte viele Jahre später seine Erlebnisse an dem Tage des Überfalls folgendermaßen:

„Wir glaubten, der jüngste Tag sei angebrochen. Es brauste durch das Dorf wie eine Wetterwolke. Meine Kinder erwachten zuerst, als ein Reiter durch den Fensterladen schoß und als die Scheiben klirrend in die Stube fielen. Die Mutter war zur Schlafkammer hinausgesprungen und hatte den Laden geöffnet, kam aber sogleich erschrocken zurück und sagte: „Der Teufel schaut draußen durch das Fenster herein!“ Der Teufel? Tausend Teufel schienen vor dem Hause zu toben, so abscheulich brüllten und schnaubten draußen die Reiter und die Pferde. Da war nichts als höllisches Morden und Schießen und Schreien, Klagen und Jammern von den Unsrigen, und mitten drein läutete die Glocke unseres Bethauses, wie von selbst, was uns noch mehr in dem Glauben stärkte, daß das jüngste Gericht gekommen sei. Ich sagte zu meinem Weibe: „Laß uns beten, jetzt ist es aus mit der sündigen Welt!“ So fielen wir auf die Knie, die Kinder beteten mit uns. Indessen ward die Haustür eingestoßen und das Zimmer füllte sich mit fürchterlichen Menschen. Wir aber beteten laut und ließen uns nicht irre machen, auch als die Männer ihre Säbel und Dolche über unsern Köpfen schwangen. Ich war bereit zu sterben und rief getrost: „Gottes Wille geschehe!“ Als ich die Fremden tatarisch reden hörte, merkte ich freilich, daß es keine Geister waren, sondern Mörder und Räuber, die unsere Habe wollten. Wir wären auch gewiß alle umgekommen, hätte nicht ein alter Tatar, der ein Priester zu sein schien, den andern gewehrt. „Sie reden mit ihrem Gott,“ sagte der Alte, „keiner krümme ihnen ein Haar!“ Darauf öffneten sie Schränke und Kisten und nahmen, was sie fanden. Einer wollte auch mein Bübele mit Gewalt fortschleppen. Aber das Kind war seiner Mutter in die Arme gefallen, und der hätte man eher das Leben genommen, als das Kind. Der Räuber drohte ihr, aber der Alte schlug sich wieder ins Mittel, und so verließen sie das Haus, das sie rein ausgeplündert hatten. Wir aber dankten Gott, daß uns sonst kein Leid widerfahren war.“

Einigen gelang es, dem Elend der Gefangenschaft zu entgehen. Sie benutzten die Zeit, in der die Räuber schliefen, zur Flucht, irrten Tage lang umher, geplagt von Hunger und Durst, verwundet vom scharfen Fels und von den Dornen des Dickichts. Aber von ihnen sind nicht alle in ihre Heimat gelangt. Ob die andern wieder gefangen oder eine Beute wilder Tiere wurden, oder ob sie verhungert sind, das hat nicht ermittelt werden können.

Unter den gefangenen Weibern befand sich auch die 19jährige Gattin des Johannes Mayer aus Dottingen bei Urach, Maria Barbara, eine geborene Manz aus Buddenhausen. Als sie zu

Pferde fortgeführt wurde, fühlte sie im Quersack, der hinter ihr aufs Roß gebunden war, ein Buch. Sie dachte an das Elend, dem sie entgegengeführt wurde, ohne Aussicht, Gottes Wort zum Trost ihrer Seele zu finden, und wagte es, sich des Büchleins zu bemächtigen. Es gelang ihr. Sie hatte „Hillers geistliches Liederkästlein" gefunden. Bald aber sah sich die glückliche Besitzerin desselben gedrungen, ihren Schatz zu halbieren, um ihn mit einer gefangenen Jugendfreundin, der Ehefrau des Johannes Kimmerle, zu teilen. Diese kam nun mit zwei andern Weibern und dem jungen Hörz, noch ehe sie weiter verkauft wurden, in einer Hütte zusammen, und als sie da ihre Hälfte des Hiller-Büchleins zeigte, da wurde dieselbe von den in gleichem Elend sich Befindenden mit Erbarmen weckender Begierde angeschaut, so daß die Inhaberin nicht anders konnte, als ihre Hälfte wieder in vier Teile zu teilen, ein Achtel für sich zu behalten und die drei übrigen ihren Trübsalsgenossen zu geben.

Oberpastor Saltet erzählt in seinem Tagebuch:

„Des Tages werde ich nimmermehr vergessen, an welchem die ersten Erretteten, einer nach dem andern, hier in Tiflis ankamen. Barfuß, halbnackt, meist mit bloßem Haupte, mit Lumpen umgeben, manche mit geliehener Notbedeckung, noch blaß und furchtsam langte diese elende Schar nach und nach an.

Mehr als 20 Männer, deren Weiber entführt waren, Väter mit geretteten Kindern auf den Armen, Mütter mit zitterndem Säugling an der Brust oder mit einzelnen Kinderchen an der Hand, Witwen und Waisen, einsam und verlassen, selten eine Familie vollständig — so schritten diese Trauerbilder einher, die vom Schauplatze des Verderbens durch die mächtige Hand des Erlösers entkommen waren."

Diejenigen, welche der Gefangennahme entgangen waren und sich in Tiflis zusammengefunden hatten, wurden in Alexandersdorf, Marienfeld und Elisabethtal gastfreundlich aufgenommen. Die Verwundeten ließ die Landesregierung auf Kosten der Krone im Hospital verpflegen bis zur Genesung, und da alle am Notwendigsten Mangel litten, so geschah von vielen Seiten Abhilfe, und die christliche Barmherzigkeit fand ein weites Feld für ihre Werke. Friedrich Schrenk

Was Friedrich Kimmerle und Christian Fischer in der Gefangenschaft erlebten

Friedrich Kimmerle war so grausamen Räubern in die Hände gefallen, daß er in den vier Tagen, welche er bei ihnen zubrachte, nur ein einzigesmal ein Stück Brot zu essen bekam.

Am fünften Tage ergriff er die Flucht und wanderte Tag und

Nacht fort, bis er am siebenten Tage in die Nähe des Dorfes Baschkischet kam. Wilde Wurzeln waren bis dahin seine Speise gewesen, und manchmal war es nur ein Trunk aus einer Quelle, wodurch er seine immer mehr schwindende Kraft etwas auffrischen konnte. Endlich aber sank er ermattet zu Boden, und da er es für unmöglich hielt, ohne Nahrung das noch etwa 17 Stunden entfernte Katharinenfeld zu erreichen, so entdeckte er sich einigen auf dem Felde beschäftigten Tataren und sprach sie um Brot an. Diese führten ihn in ein kleines Dorf, wo er einen Tataren, der etwa eine Viertelstunde von Katharinenfeld zu Hause war, antraf. Derselbe erkannte ihn sogleich und erkundigte sich mit erheuchelter Teilnahme nach seinen Umständen. Man gab ihm ein wenig zu essen und versprach, ihn in seinen Ort zurückzuführen. Statt dessen aber verhandelten ihn die Tataren an zwei Türken. Als sie am zweiten Tage sich mit ihm angeblich auf den Weg nach Katharinenfeld machten, stießen die beiden Türken zu ihnen, zwangen den Kimmerle mit Gewalt auf ein Roß und führten ihn nach der Festung Achal-Kalaki.

Hier wurde er in ein finsteres Loch gesetzt. Am achten Tage führte man die Ehefrau des Johannes Haab, Magdalena, samt zwei Kindern in dasselbe Gefängnis. An diesem Ort erhielt er hinlänglich zu essen, und auch für seine Seele fand er hier Erquickung; denn seine Mitgefangene beschenkte ihn mit sechs Blättern von ihrem Anteil an Hillers Liederkästlein, von dessen Teilung früher erzählt worden ist.

Sein Aufenthalt in diesem Loch währte nahezu einen Monat. Dann wurde er mit dem 3jährigen Töchterlein des Georg Frick nach Achalzich verkauft.

Die Reise dahin geschah bei Nacht. Unterwegs kehrten die Händler mit ihnen in einem Tatarenlager ein. Die Tränen, die hier den Gefangenen von den Wangen rollten, rührten die tatarischen Weiber so, daß sie laut zu weinen anfingen. In der dritten Nacht kamen sie in Achalzich an. Kimmerle wurde zunächst zu einem Türken in den Stall, das Kind aber zum Pascha gebracht. Darauf führte man ihn zu einem gewissen Achmed-Bey in die Festung. Dieser erkundigte sich genau nach seinen Umständen und ließ ihn in Verwahrsam bringen. Dort fand er einen Leidensgefährten vor, den Johann Georg Schmid, einen Jüngling von 22 Jahren. Das war wieder ein kleines Labsal für beide; denn wo zwei Gefangene beisammen waren, da trug einer des andern Leid und ward des andern Trost. Beide aber mußten Mangel leiden an Kleidung und Nahrung. Von dem ihnen zugemessenen Brote unterschlugen die Aufseher zwei Fünfteile, so daß der Hunger wie ein Wurm an ihnen nagte. Doch nach Verlauf eines Monats reiste Achmed-Bey nach Erzerum, seinem eigentlichen Wohnorte, und übergab das Haus

einem türkischen Offizier, welcher so großes Mitleid mit den deutschen Sklaven hatte, daß er heimlich ihnen von seinem eigenen Tische täglich hinreichend Speise zukommen ließ. Dazu faßte er ein solches Zutrauen zu ihnen, daß er, wenn er ausging, ihnen oftmals seine Schlüssel anvertraute. Von dem Gesinde dagegen wurden sie mit der größten Verachtung behandelt. Man spie ihnen ins Angesicht, stieß sie mit den Füßen und besonders wenn sie beten wollten, benahm man sich mit wahrhaft teuflischer Wut gegen sie.

Nachdem sie drei Monate lang in der Festung eingesperrt gewesen waren, wurden sie in das Haus des Pascha geführt, der ihnen in seinem Stall Arbeit anweisen, ihnen Kleidung reichen und sie gehörig ernähren ließ. Auch im übrigen hatten sie dort keine Mißhandlungen auszustehen.

In ihrer Nachbarschaft befand sich ein Leidensgefährte, der gewesene Schulze von Katharinenfeld. Auch er war einige Zeit nach der Wegführung aus seinem Dorf den Räubern entwischt, wurde aber von Türken aufgefangen, welche ihn einen Monat lang bei sich behielten und nach der Ernte, die er beendigen half, nach Achalzich an einen vornehmen türkischen Offizier, dessen Hof mit dem des Pascha zusammenstieß, verkauften. Hier wurde er in türkische Kleider gesteckt und es wurde ihm im Stall bei den Pferden seine Arbeit angewiesen. Es ging ihm leidlich gut. Schwer aber war es ihm, fast täglich auf dem Hofe des Pascha seine achtjährige Tochter Rosina zu erblicken, die in reicher Kleidung einherging und von den Weibern des Pascha geliebkost wurde. Der Glanz, in welchem das Kind lebte, machte es gegen den im Gewand eines Knechts vor ihm stehenden Vater nach und nach kalt. Als er dem Mädchen einmal sagte, daß sie bald wieder zur Mutter zurückkehren würden, erwiderte das Kind, es wolle lieber bei seiner neuen Mutter bleiben. Den letzten Monat, den er in Achalzich zubrachte, bekam er sein Kind nicht mehr zu sehen.

Das Gebet dieser Männer, die in Achalzich nebeneinander als Sklaven den Türken dienten, wurde erhört. Zum Werkzeug ihrer Erlösung gebrauchte Gott einen armenischen Kaufmann aus Tiflis. Dieser Mann kam des Handels wegen nach Achalzich und hörte dort von den Gefangenen. Voll Teilnahme suchte er sie auf und erkundigte sich nach ihrer Lage; zugleich versprach er ihnen, sie, wenn möglich, loszukaufen. Alsbald gab er sich auch Mühe, Zutritt zum Pascha zu erlangen. Am dritten Tage kam er wieder und sagte, er reise jetzt nach Tiflis zurück, werde aber bald wieder kommen, um sie abzuholen.

Nach zwei Monaten kam er und brachte dem Pascha Geschenke mit, wogegen ihm die Kolonisten ausgeliefert wurden. Da er aber noch Handelsgeschäfte in Erzerum abzumachen hatte, so übergab

er die drei Befreiten einem Armenier, in dessen Hause sie freundliche Aufnahme fanden, bis er nach einem Monat zurückkehrte und sie mit seiner Handelskarawane wohlbehalten nach Tiflis brachte. Am 15. Februar 1827 kamen sie dort an, freudig bewillkommnet von der deutschen Gemeinde. Friedrich Schrenk

Die Wiederherstellung der zerstörten Kolonien und neue Schrecken

Nachdem der russische Feldherr Paskewitsch die Perser überwunden hatte, beschloß die Regierung, die verheerten Kolonien wieder herzustellen. Sie gab zu dem Zweck jeder beraubten Kolonistenfamilie zur Wiedereinrichtung ihrer Wirtschaft 172 Rubel Silber und außerdem ein Nahrungsgeld bis zur nächsten Ernte. Durch diese Unterstützung konnte das nötigste Vieh angekauft werden, und nun bezogen zuerst die Katharinenfelder im Spätjahr 1827 ihr Dorf. Der neue Anfang war schwer. Der Winter stand vor der Tür, kein Futter war vorhanden für das Vieh und kein Brot für die Menschen; überall herrschte Mangel und Not bis zur nächsten Ernte.

Der Pfarrer und der Lehrer waren unter den Händen der Räuber gefallen. Viele Kinder waren in die Gefangenschaft geraten. Der neugewählte Lehrer, Johannes Eberle, konnte die Schule nur mit achtzehn Lernenden eröffnen. Von Jahr zu Jahr mehrte sich aber die Zahl der Schüler, da auch manche wieder aus der Gefangenschaft zurückkamen.

Die Annenfelder Kolonisten lebten in großer Dürftigkeit von dem, was gute Menschen ihnen darreichten. Auf obrigkeitlichen Befehl mußten sie im Jahre 1828 ihr Dorf wieder beziehen, nachdem sie einen vergeblichen Versuch gemacht hatten, Land in der Nähe von Katharinenfeld zum neuen Ansiedlungsplatz zu erhalten. Auch ihnen wurde die gleiche Unterstützung zuteil, welche die Katharinenfelder erhalten hatten.

Wie ging es nun den Helenendorfern? Noch am Schluß des Jahres 1826 konnten sie der Mehrzahl nach ihre verlassenen Wohnsitze wieder einnehmen, weil ihnen Militär als Schutzwache beigegeben worden war. Allein im nächsten Frühjahr bekamen sie ganz unerwartet den Befehl, die Kolonie zu verlassen und sich in die Dörfer Tiflis, Alexandersdorf, Marienfeld und Elisabethtal zu verteilen, weil der Zar wegen eines neuen Feldzuges die Kolonien vor einem abermaligen Überfall bewahren wollte.

Am 5. März 1827 fand der Wegzug aus Helenendorf statt, aber schon im Oktober 1827 wurde der Rückzug in ihren Ort wieder angeordnet.

Bis zum Ende des Jahres 1827 hatten sie sich fast vollzählig in ihrem Dorf zusammengefunden. Zum neuen Anfang ihres Wirtschaftsbetriebes wurden auch sie mit Geldmitteln unterstützt.

Wie jeder Krieg allerlei schlimme Nachwehen mit sich bringt, so hatte auch der mit den Persern die Pest im Gefolge. Sie wurde durch Kosaken auch in die Kolonien Helenendorf und Annenfeld eingeschleppt. Sie boten auf dem Bazar in Elisabethpol alte Kleider zum Kauf an. Ein Kind hatte anstatt eines Kissens auf solchem Kleidungsstück gelegen und erkrankte, desgleichen der Vater und zuletzt die Mutter, und alle drei starben innerhalb vierzehn Tagen, ohne daß man wußte, was es eigentlich für eine Krankheit gewesen sei. Als aber auch die sie besuchenden Personen schnell nacheinander krank wurden und manche schnell starben, wurde darüber dem Verwaltungs-Comptoir der deutschen Ansiedler in Tiflis Anzeige gemacht, worauf sogleich einige Beamte und ein Arzt zur Untersuchung in die Kolonie kamen. Nach Besichtigung der Kranken fand man sogleich zum größten Schrecken, daß es die Pest sei, die nicht nur in Helenendorf, sondern auch in Annenfeld ausgebrochen war.

Ein schwerer Schlag traf die verarmten Kolonisten dadurch, daß auch die wenigen Habseligkeiten, welche sie sich nach der Zerstörung mit saurer Mühe wieder angeschafft hatten, auf Anordnung der Regierung verbrannt werden mußten. Das Vieh mußte mit Salzwasser abgewaschen und das Geflügel getöt werden. Ein Ersatz dafür war die reichliche Ernte des nächsten Jahres.

In der Mitte des Jahres 1830 kam eine neue Not über die Kolonien, nämlich die Cholera. Am schwersten wurde Tiflis getroffen. Da die Hitze beim Ausbruch der Krankheit ungewöhnlich groß war, so flohen die Einwohner in Menge in die Gebirge, die Tifliser Kolonisten aber meistens nach Elisabethtal.

Viele, die in der Stadt blieben, erkrankten und starben schnell nacheinander, so daß kaum noch so viele Leute gesund blieben, als zur Verpflegung der Kranken notwendig waren.

Außer Tiflis wurden von der Cholera auch die andern Kolonien heimgesucht, doch nicht in dem Maße wie die Stadt. Allein in Helenendorf sind innerhalb eines Monats 31 Personen gestorben. Zum Glück dauerte die Seuche im Ganzen nicht viel länger als einen Monat.

Friedrich Schrenk

Wie die Ansiedler von wilden Tieren bedroht wurden

Die liebe alte Minabas sitzt wieder einmal am Ofen, umgeben von einer Anzahl Kinderchen. Es sind ihre Urenkel, die nicht fertig werden mit Fragen über die alten Zeiten. Hermann möchte

ეროვნული ბიბლიოთეკა

eine „grauſame“ Geſchichte hören. „Guat, i will ech varzehla.“ Die Kinder werden mäuschenſtill und das Erzählen beginnt.

„Unſere Berge und Täler, auch die nächſten um uns,“ erzählte die Urgroßmutter, natürlich in ſchwäbiſcher Mundart, „waren in früheren Zeiten mit dichtem, undurchdringlichem Buſchwerk bewachſen. Darinnen hauſten Rehe, Hirſche, Bären und Hyänen, Wölfe, Füchſe, Schakale, Luchſe und wilde Katzen. Die Wölfe und Hyänen brachten die neuen Anſiedler im Dorfe und im Freien oft in manche Angſt, Not und Todesgefahr. Bei Nacht ſpazierten Wölfe und Hyänen auf den Straßen umher, glotzten mit ihren feurigen Augen zu den kleinen, niedrigen Fenſtern der Häuſer hinein, kamen nicht ſelten in die Höfe, die nur mit niedrigen Mauern oder Dornbuſchzäunen umgeben waren, und überfielen Tiere und Menſchen.

Eines Abends ging der alte Hohloch, den ich noch gut kannte, in ſeinen Hof hinaus, um nach den unruhig gewordenen Kühen und Ochſen zu ſchauen. Da ſieht er plötzlich eine Hyäne auf ſich zu ſtürzen.“ Die Kinder ſchreckten zuſammen, die Urgroßmutter aber erzählte ruhig weiter. „Wenn der Mann ſo ein Angſtmichel geweſen wäre, wie ihr, dann wäre es ihm ſchlecht ergangen. Er ſprang der Hyäne auf den Rücken, packte ſie feſt an den Ohren und ſchrie aus Leibeskräften: „Feuerjoh! In's Hohlocha brennt's!“ Die herbeigeeilten Nachbarn erlegten das wilde Tier unter ihm und befreiten den tapferen Reiter.“

Die Gemüter der Kinder beruhigten ſich bald wieder, und der kleine Hermann meinte ſogar, er würde mit ſeinem „Piſtolengewehr“ auch den Kampf mit einer Hyäne aufnehmen. „O ja,“ ſagte die Urgroßmutter, „heute ſind dieſe Tiere faſt alle ausgerottet. Mit Fallen und Gewehren haben ſie unſere Väter gefangen und getötet oder weit in die Wälder vertrieben, ſo daß du klaes Mendle daen Muat höchſtens amol auf der Wildſaujacht an der Kura oder weit em Wald probiera kaſcht.“

Jakob Hummel

Wie eine Anzahl Koloniſten nach Jeruſalem auswandern wollte

Im Herbſt des Jahres 1842 gab es unter den Koloniſten große Aufregung. Während alle ſich rüſteten, die Winterſaat zu beſtellen, waren in den Dörfern einige, die ſo taten, als ginge das ſie nichts an. Statt zur Feldarbeit zu gehen, machten ſie Beſuche in den Nachbardörfern und erklärten auf die vielen verwunderten Fragen, ſie hätten es nicht mehr nötig, die Felder zu beſtellen, denn ſie

würden nach Jerusalem auswandern. Diese Leute glaubten, sie wären von Gott zu ganz besonderen Dingen auserwählt.

Die Hauptperson von diesem „auserwählten" Häuflein war Barbara Spohn in Katharinenfeld, eine Frau, welche vorgab, Gott habe ihr aufgetragen, dieses Werk der Auswanderung nach Jerusalem auszuführen. Zu diesem Zwecke schlossen sich neun Männer und drei Frauen an die Spohnin besonders an und arbeiteten den ganzen Winter hindurch an dem Auswanderungsplane. Alle Glieder der Sekte aber gingen umher in den Gemeinden und warben neue Anhänger für ihre Sache, was ihnen auch gelang. Viele Personen fielen ihnen zu. Diese wurden verblendet durch den frommen Schein und die Wohltaten der Sektierer, welche Geld und Sachen verschenkten. Ihr Geld schien unerschöpflich zu sein, und das war ein unerklärliches Rätsel besonders für alle fleißigen und häuslichen Hauswirte in der Gemeinde, die trotz aller Sparsamkeit dennoch keinen solchen Vorrat zusammengebracht hatten, wie jene Leute. In ihren Versammlungen schmähten sie die Kirche und die Pastoren und behaupteten, diese täten nicht den Willen Gottes. Alle die neuen Anhänger waren, sobald sie nur etliche Male die Versammlungen besucht hatten, wie bezaubert, so daß sie durch kein Bitten und Ermahnen mehr von ihrem Irrweg abzubringen waren. Die alte Spohnin wurde als ihre Königin verehrt, und sie ermahnten einander, dieselbe ja niemals in ihren Gebeten zu vergessen.

So trieben sie's den ganzen Winter hindurch und arbeiteten nur noch das Allernötigste. Endlich gab die Königin vor, daß Gott ihr befohlen habe, die Flucht auf Pfingsten 1843 zu veranstalten. Sie fuhr hierauf in einem sechsspännigen Wagen nach Tiflis, stellte sich dem Oberbefehlshaber von Neidhardt vor und zeigte ihm ihr Vorhaben an.

Er widersetzte sich durchaus nicht ihrem Plan. „Wenn Sie den Befehl von Gott haben," antwortete er, „so will ich es Ihnen nicht verwehren; nur müssen Sie warten, bis ich die Sache an den Kaiser berichtet und seine Erlaubnis Ihnen dazu ausgewirkt habe". Auch müsse man zuvor vom türkischen Kaiser die Versicherung haben, daß er sie in sein Land aufnehmen wolle. Erst dann könne man ihnen Pässe verschaffen, daß sie sicher reisen könnten. Die Königin aber erwiderte, daß sie das alles nicht bedürfe, da sie ihr Volk durch Gottes wunderbare Führung und außerordentliche Wunder durch alle Schwierigkeiten glücklich hindurch an den Ort ihrer Bestimmung führen werde.

Von nun an wurde der Zug vorbereitet. Die Königin verhieß, ihre Kleider würden nicht zerreißen und Gott werde ihnen täglich ihr nötiges Brot und Wasser geben. Kein Feind werde sie antasten, und Frost oder Hitze würden sie nicht drücken.

Der Oberbefehlshaber gab nun schriftliche Befehle, daß die Sektierer, falls sie sich nicht gedulden wollten, nötigenfalls mit Gewalt zurückgehalten werden sollten.

Ungeachtet dieser strengen Befehle waren die Anhänger der Spohnin sehr begeistert, sie verkauften und verschenkten allmählich ihre ganze Habe. Nun wurden schnell Tornister verfertigt, wie der Soldat sie trägt, um diese mit Vorrat zu bepacken. Ja, zuletzt befahl die Königin sogar, auch Esel und Pferde mitzunehmen und endlich sogar einen Wagen, um sie darin zu fahren.

Endlich rückte die Zeit der Abreise für die Spohnianer heran. Der 30. Mai war dazu bestimmt. Alles, was aus den andern Kolonien zum kleinen Häuflein gehörte, rückte in Katharinenfeld ein; denn von hieraus sollte der Zug sich in Bewegung setzen.

Die Obrigkeit aber hatte eine Abteilung Kosaken nach Katharinenfeld beordert, damit sie die Emigranten von ihrem Zuge abhalten sollten. Sie wurden am Ausgange aus der Kolonie aufgestellt. Das schreckte jedoch die Wanderlustigen nicht ab, die voll Freude und Jubel waren.

Am 30. Mai war gerade das Pfingstfest. Eine Menge Zuschauer aus den andern Kolonien und aus der Stadt Tiflis hatte sich in Katharinenfeld versammelt. Aber an diesem und dem folgenden Tage geschah nichts Besonderes. Die Fremden kehrten Dienstag, den 1. Juni, wieder in ihre Heimat zurück in der Meinung, es werde nun aus dem Zuge nichts werden, und die zur Kolonie gehörigen Leute gingen an ihre Geschäfte. Doch kaum war es eine Stunde lang ruhig in der Kolonie, so entstand eine Bewegung unter den Sektierern. Schnell packten sie ihre Sachen zusammen und rüsteten sich zum Auszug. Als sie aber merkten, daß das Aufsehen in der Gemeinde verursachte, denn schnell war es auf dem Felde bekannt geworden und alles eilte nach Hause, so wurden sie wieder ruhig, sagten aber, bis nachmittags 3 Uhr werde der Heiland vom Himmel kommen und sie selber anführen. Doch dieser Tag ging auch vorüber, und der Heiland kam nicht. Dasselbe war der Fall am 2. und 3. Juni. Am 3. Juni des Abends zeigten jedoch zwei der Sekte angehörige Männer dem Kollegienrat von Kotzebue, welcher wegen dieser Sache in die Kolonie gesandt war, an, daß sie am folgenden Morgen um 8 Uhr, nämlich am Freitag in der Stunde, da unser Heiland gekreuzigt worden sei, ausziehen wollten. In selbiger Nacht legten sie sich auch gar nicht mehr zur Ruhe nieder, sondern waren fast die ganze Nacht versammelt, stärkten sich durch anhaltendes Gebet und feierten das heilige Abendmahl miteinander.

Der Tag des Abschieds brach an. Viele ältere Leute und nahe Verwandte der Pilger versuchten es nochmals, diese auf die Gefahr, in welche sie hineinlaufen würden, aufmerksam zu machen, da sie ja

doch sähen, daß Kosaken bereit stünden, um sie von ihrem Zuge abzuhalten.

Die bestimmte Stunde nahte heran. Esel und Pferde wurden bepackt, die Tornister auf den Rücken geschnallt, und alles machte sich reisefertig. Wie ein Lauffeuer ging der Befehl der Königin in der Kolonie herum, daß jetzt ausgerückt werden müsse. Der Abschied von den Nachbarn und Verwandten war kurz und kalt; denn schon geraume Zeit hatten die Sektierer wie Fremdlinge in der Kolonie gewohnt. So zogen sie nun aus ihren Häusern heraus, versammelten sich auf dem freien Platz bei dem Bethause und warteten hier, bis die Königin erscheinen würde. Langsam zog sie daher, begleitet von zwei Frauen. Neun Männer folgten diesen zwei Frauen, und an sie schloß sich dann der Zug an.

Die ganze Gemeinde, alt und jung, war als Zuschauer dieser Szene anwesend. Die Kosaken hatten sich innerhalb des Tores aufgestellt. Herr von Kotzebue stellte sich mit zwei Offizieren und acht Mann in der Mitte zwischen den Spohnianern und den Zuschauern auf. Todesstille herrschte, und alles war gespannt auf den Ausgang der Sache.

Der Zug rückte daher. Herr von Kotzebue trat nun etliche Schritte vor, der Königin entgegen, hieß sie stille stehen und fragte sie dreimal, wer ihnen befohlen habe, auszuziehen und ob sie von ihrem Zuge abstehen wollten oder nicht? Vor großer Bestürzung konnte die Angeredete aber kaum Antwort geben, sie habe den Befehl von Gott. Der Zug stand indes in gedrängten Haufen da. Aller Angesichter waren erblaßt, und der Heldenglaube war verschwunden. Herr von Kotzebue nahm nun die Königin aus der Mitte der beiden Begleiterinnen heraus, übergab sie zwei Kosaken und stellte sie auf die Seite. Während diese totenblaß und zitternd dastand, redete Kotzebue mit den neun Männern. Aber auch diese konnten vor großer Bestürzung, Angst und Schrecken kaum einige Worte hervorstammeln. Er nahm auch sie beiseite und übergab sie einer Abteilung Kosaken zur Bewachung. Dann zu dem großen Haufen sich wendend, wollte er diesen zur Rückkehr bewegen, aber da war weder Stimme noch Antwort. Der Kollegienrat nahm nun die neun Männer mit sich in sein Quartier und sprach eine halbe Stunde mit ihnen; da er aber sah, daß sie sich nicht zum Aufgeben ihres Planes bewegen ließen, so befahl er den Kosaken, sich marschbereit zu machen.

Bis dahin waren drei Stunden verflossen. Während dieser Zeit lagen die meisten betend auf ihren Knien, immer noch auf Hilfe von Gott harrend, aber es kam keine. Schon jetzt schrien die Kinder nach Brot und Wasser, denn die Hitze war bedeutend. Wo war nun die Erfüllung der Weissagung, daß keine Hitze sie drücken und

kein Hunger und Durst sie quälen werde! Die Tornister drückten, so daß viele dieselben ablegten und sich vor Mattigkeit auf sie setzten. Die übermäßig beladenen Esel sanken zusammen unter ihrer Last. Es war ein jammervoller Anblick, die kleinen, vor Durst schmachtenden Kindern und die alten gebrechlichen Leute, die kaum zwei Stunden zu Fuß hätten gehen können, auf dem Boden liegen und sitzen zu sehen.

Als die Kosaken marschfertig waren, befahl Herr von Kotzebue den Spohnianern, daß sie sich nach den Kolonien, aus denen sie waren, sondern sollten. Sodann wurde jede Abteilung vor das Tor hinaus verwiesen, wo sie von den Kosaken empfangen und in ihre Dörfer zurücktransportiert wurden. Die Katharinenfelder aber wurden dem Schulzenamte übergeben, um sie in ihre Wohnungen zurückzubringen.

Friedrich Schrenk

Wie mein Großvater seine Weinlaube baute

Ich habe meinen Großvater nie gekannt. Als ich in die Wiege gelegt wurde, lag er schon neun Jahre im Grab. Ich besitze noch die Abschrift seines Auswanderungspasses, den mein Vater als Familienheiligtum hinterlassen hat. Er besagt, daß Christoph Ulrich Prinz, Weingärtner, gebürtig in Hartmannsweiler, den 13. Juli 1818 als Witwer mit neun Kindern durch Bayern nach Georgien reist. Schulden bezahlt, guter Ruf, brav, arbeitsam.

Der Großvater hat mit seiner Auswanderung einen Schritt von unberechenbaren Folgen getan. In Württemberg ist sein Familienname auf dem Lande ausgestorben. Aus seinen Nachkommen in der Schwarzmeersteppe konnte ich heute nach kaum hundert Jahren mindestens 180 Familien zusammenzählen. Diese Nachkommen sitzen fast ausnahmslos auf eigenem Land in der Krim, dem Taurischen, dem Donischen, im Kaukasus und am Ural.

Der Großvater ist mit drei Söhnen und fünf Töchtern in die Steppe gekommen. Das jüngste Töchterlein ist auf der Reise in Schlesien verunglückt. Ein Sohn und eine Tochter wurden ihm noch von der zweiten Frau in der Steppe geboren. Mit zehn Kindern hat er also das neue Leben in der Steppe begonnen und noch zwanzig Jahre als Kolonist gelebt. Doch sind mir über sein Steppenleben keine Erzählungen in Erinnerung geblieben. Auch an sein Steppengrab kann ich mich nicht erinnern. Die Spuren seines Wirkens konnte ich nur an dem Hause, das er gebaut, und an dem Garten, den er angelegt hatte, erkennen. Das Haus war jedoch nach der allgemeinen, von der Regierung angegebenen Schablone erbaut und zeigte auch keine eigenen Gedanken. Es war wie alle Kolonistenhäuser

ein langes Gebäude aus Lehmziegeln unter einem Strohdach. Dagegen zeigt des Großvaters Obstgarten eigenes Denken und Wollen. Ein halber Hektar ums Haus war mit Äpfeln, Birnen, Pflaumen, Aprikosen, Kirschen und Maulbeeren bepflanzt. Besonders war es ein stolzer Birnbaum, der mitten im Garten stand und alles überragte und den Großvater viele Jahre überlebt hat. Er trug uns jedes Jahr eine Menge schöner, goldgelber Birnen als Grüße vom Großvater entgegen von einer Süßigkeit und einem Aroma, wie wir sie in keinem Garten des Dorfes fanden, und wir Burschen wußten doch ganz genau, wo im Dorf ein Baum mit schönen Äpfeln und Birnen stand. So war für uns Enkel der schöne Birnbaum die ganze Jugend hindurch ein lebendiges Angebinde, das uns mit dem klugen Großvater verband.

Aber noch ein Denkmal errichtete sich der Großvater, das dauernder als Erz von seinem Sinnen und Streben zeugte und in der ganzen Umgebung sein Haus und seinen Hof als Stätte seines Schaffens auszeichnete und alles wie ein geheimnisvoller Magnet anzog. Er hatte an der südlichen Längsseite seines Hauses, von der Giebelfront bis an die Haustür eine Reihe Rebstöcke gepflanzt und mit einem Lattenzaun eingehegt. Oben an der Haustür wurde die Umhegung durch einen kolossalen Granitstein von der Form eines länglichen Quaders abgeschlossen. Wenn wir Enkel morgens unter die Haustür traten, so lagen schon die heißen Strahlen der Morgensonne auf der Steinbank. Wir saßen und lagen auf derselben, umfaßten sie mit den Armen, drückten Brust und Wangen an dieselbe, dehnten uns wohlig in den Sonnenstrahlen auf derselben. Die Ahne saß mit einem Strickstrumpf dabei, und die Stricknadeln glitzerten in der Sonne. Die Mutter kam mit einem Korb voll Kartoffeln, um sie hier zu schälen. Der Vater kam mit einer Peitsche, um sie zu flechten. Die Nachbarn drängten sich herbei, um auf der geweihten Bank zu plaudern, die nicht verwitterte und vermorschte, der kein Bein brach, und die den Enkeln noch ebenso ruhig und gelassen diente, wie einst dem Ale und der Ahne, die den Stein schon längst verlassen und in ihren Gräbern dem Posaunenruf entgegen harrten. Und als nach einem halben Jahrhundert das alte Haus der Ansiedlung morsch und baufällig wurde unter seinem Moosdach und mein Vater dasselbe verkaufte, um in die Krim zu ziehen, so riß der neue Besitzer das schief gewordene Haus ab, die Steinbank aber blieb seelenruhig liegen, bis sie mit Hebeln und Stangen weggewälzt und nun zum Eckstein des neuen Hauses in die Erde gelassen wurde. So blieb bis heute das einzig Dauernde und Feste in der Kolonie der Stein des Großvaters, der die heitern und traurigen Gespräche und Gesänge der vorüberziehenden Geschlechter gehört hatte.

Wenn wir Kinder auf dem Stein lagen und seinen sonnendurchglühten Leib umklammerten, so stieg das Bild des Ale vor uns auf, und wir fragten uns sinnend, wie er wohl den unerhört großen Stein hierher gebracht haben mochte. — Er mußte die ganze Nachbarschaft mit ihren Pferden und Wagen auf die Füße gebracht haben, um den Stein vor die Tür zu schleppen und in die Erde zu lassen, als Schutz für die Weinstöcke und als Arbeits- und Ruhestätte für Kinder und Kindeskinder.

Das größte Wunder aber vollzog sich hinter dem Stein selbst. Die Weinstöcke gediehen in der Umhegung und in dem ständig umgegrabenen und gedüngten Boden aufs üppigste, kletterten lustig im Sonnenbrand an einem schönen Gitter die warme Wand hinauf und breiteten sich noch auf dem Dach aus. Die grüne saftige Weinlaube schützte uns gegen den Straßenstaub und die brennenden Strahlen der Nachmittagssonne, und verborgen saß man wohlig im Schatten der üppigen Laube. Besonders aber wurde die gute Stube, in der man am Sonntag nachmittag mit den Gästen festlich versammelt saß, zum farbenprächtigen Naturtempel, wenn die Sonne in allen Farben durch die leise bewegte Weinlaube glitzerte. Noch sehe ich das bunte, lebendige Farbenspiel der Sonnenstrahlen, die huschend und hüpfend durch das prächtige Weinlaub drangen. Nirgends im Dorf habe ich einen Ort mit so schönen, sanften Farben gesehen. Die Fenster, die an andern Häusern verschlossen und mit Tüchern gegen die brennende Sonne verhängt werden mußten, standen den ganzen Tag offen. Grünvergoldet spielten die Blätter zum Fenster herein. Man hörte die linde Luft wehen. Deutsche, Russen und Tataren, die am Haus vorübergingen und -fuhren, wandten unwillkürlich dem Wunder der Steppe den Kopf zu, oder steckten ihn verstohlen durch die Blätter und sahen die dicken gelben oder blauen Traubenklinken und lechzten nach ihrer Süßigkeit und rannten entsetzt davon, von dem großen Hofhund des Großvaters energisch begrüßt. Aber die Weinlaube wurde und blieb das Wahrzeichen nicht bloß des Hauses, sondern auch des Dorfes, und überall hieß es, wenn man sich orientieren wollte: im Haus oder im Dorf mit der Weinlaube, denn es gab weder ein Dorf noch eine Stadt mit einer Weinlaube.

Die Weinlaube lebte noch weiter, auch als der Ale schon lange dahingegangen war: Die Ahne nahm die Laube in ihre Fürsorge. All die Liebe und Sorge, mit der sie einst der Ale gepflegt hatte, wandte sie nun seinem hinterlassenen Werk, der Laube zu. Wenn sie morgens aus der Tür trat, streckte sie ihre Arme der Weinlaube zu, um ihre Triebe zu ordnen, die Raupen auszulesen, die Hühner und sonstige Diebe zu verscheuchen und schließlich ermattet auf den Stein hinzusinken und von der Vergangenheit zu träumen.

Und als einst auch die Ahne sich nicht mehr von dem Stein der Laube erhob, trat der jüngste Sohn des Großvaters und der Ahne vor die Laube, der nun in ihrer Verlassenheit das Schicksal drohte, den Unbilden der Steppe anheimzufallen. — Er schnitt die letzten lebendigen Reben derselben und verzog mit ihnen in eine wärmere Gegend. Hier setzten die Reben zu neuem Leben an und gediehen bald in allen Gärten der neuen Siedlung. Und als Gäste der alten Heimat der Laube am Asowschen Meer hierher kamen, tranken sie fröhlich den Saft der Reben von der alten Laube, schnitten sich Bündlein von den jungen Reben und eilten zurück zur Heimat, wo einst die alte Laube im eisigen Steppenwind erstarrt war. Und siehe da! War das Klima milder geworden? Oder der Mut der Kolonisten feuriger? Die Enkelreben gediehen prächtig und verbreiteten sich rasch in der ganzen Umgebung der alten Laube. Und die Kolonisten trinken noch heute den Wein, der aus der Laube stammt. So erlebte der Großvater lange nach seinem Tode eine tausendfache fröhliche Auferstehung. Und tausend Kolonisten trinken ihren eigenen Wein auf das Wohl des alten württembergischen Winzers, der mit Ausdauer und Zähigkeit an seiner Laube bewiesen hat, daß die Reben von der Murr auch von russischen Winterstürmen sich die Seele nicht ausblasen lassen.

Jakob Prinz

Weinlese schwäbischer Winzer in Transkaukasien

Wie die Anſiedler Hochzeit feierten

Die Hochzeiten ſollen, wie Minabas den Kleinen erzählte, in früheren Zeiten ganz anders gefeiert worden ſein, als heutzutage.

Am Samstag ging's mit drei Zeugen und mit einem Zeugnis vom Schulzen ins Pfarrhaus zum „Handſchlag" (Verlobung), und nachdem dann die Verlobten dreimal kirchlich aufgeboten waren, wurde die Hochzeit gefeiert. Am Tage vor der Hochzeit gingen Braut und Bräutigam von Haus zu Haus, die Gäſte einzuladen. Der Bräutigam ſagte: „Iar ſolle au ſo guat ſae und mit uns en d' Kirech komma und von dort ens Huas." Wenn Kinder im Hauſe waren, fügte die Braut hinzu: „D' Kender ſolle iar au mitbrenga." Die Hochzeiten durften nur am Dienstag und Donnerstag „gſchla" (gefeiert) werden.

Schon 10 Uhr morgens ging man in die Kirche. Voraus ging die Braut mit zwei Kirchenführerinnen, dann der Bräutigam mit zwei Kirchenführern, denen die Gäſte folgten. Die Braut hatte ein ſchwarzes oder braunes Hochzeitskleid an, eine ſeidene rote Schürze, ein ſeidenes buntes Halstuch und ein Tuch auf dem Kopfe. Erſt in jüngerer Zeit wurde der Braut auf ihr Tuch ein Kränzlein geſetzt, das allmählich die Kopfbedeckung verdrängte. Der Bräutigam trug einen blauen oder ſchwarzen langen Rock, blaue Hoſen und eine ſeidene Weſte.

Nach der Trauung ging auf dem Heimwege der Bräutigam voraus, dem dann die Braut und zuletzt die Gäſte folgten. „Denn," bemerkte die Baſe, „nun war doch ſchon der Bräutigam Herr im Hauſe."

Nach dem Tiſchgebet wurde „Sakuska" (vom Ruſſiſchen = Imbiß) gegeſſen, ſodann Nudelſuppe, der Braten und Ploff (eine tatariſche Speiſe, Reis mit Roſinen) folgte. Wenn es Veſper wurde, kam ein guter Kaffee und am Abend noch einmal Braten mit Kartoffeln. Bei manchen Hochzeiten ſollen an zwei Kühe und bis zu acht Schafen verzehrt worden ſein. Während der Feier wurden ſchöne geiſtliche und auch Volkslieder mit Zitherbegleitung geſungen. „O, wie ſchön waren dieſe Lieder!" rief die Erzählerin aus. Sie holte ihre über 100 Jahre alte, von einem Koloniſten verfertigte Zither und fing an, mit ihrer zarten Stimme die alten Lieder zu ſingen. „Getanzt wurde auch?" unterbrach ſie eine der kleinen Zuhörerinnen. „Ja," antwortete Urgroßmütterchen, „wenn ſchon bald Schluß gwea iſcht, no hot oanar auf ra Muſik (Harmonika) gſchpielt und d' Männer hent tanzt. D' Madla hent därfa zugucka, denn wenn dia no tantz hätte, no wäre ſe doch as da leabech zom Teufl komma."

Um 12 Uhr nachts ſtand gewöhnlich der Hausherr auf und ſagte, es ſei 12 Uhr, und dann gingen die Gäſte auseinander.

Jakob Hummel

Kolonist Johannes Mayer erzählt auf seiner Goldenen Hochzeit seine Lebensgeschichte

Ich bin im Deutschen Reich geboren,
zu Württemberg im Schwabenland.
Ich war auch dorten auserkoren
zur Bürgerschaft im Vaterland.
Doch anders hat es Gott ersehn;
ich mußte aus der Heimat gehn.

Ich mußte aus der Heimat wandern
als junger Knab von dreizehn Jahr.
Es ging mir schwer, wie vielen andern.
Wir waren sehr oft in Gefahr
zu Wasser und auch auf dem Land;
auch war die Sprach' uns unbekannt.

Doch endlich sind wir angekommen
an Rußlands Grenz' im fremden Reich.
Zum Schrecken hat man da vernommen,
daß ausgebrochen eine Seuch'.
Zur Quarantain in Ismael
ist abgeschieden manche Seel.

Von Tiflis ging's nach Schamkor weiter
zu gründen eine Kolonie.
Doch da gab's Not, da ging es leider
wie ich's gesehen hab noch nie.
Ein Tag der sagt's dem andern an:
Es sterben ein, zwei, auch drei Mann.

Das war ein Elend; o ihr Freunde,
ein Jammer, ach, erschreck'ich groß.
Hier stand eins, dort eins, welches weinte,
getroffen von dem harten Los,
dem Vater, Mutter, Bruder, Kind
und Schwester dort gestorben sind.

Da war es so, daß eins dem andern
nicht ein' Trunk Wasser reichen konnt.
Dann aber ging's nochmals ans Wandern,
weil's dorten war zu ungesund,
hierher nach Katharinenfeld,
wo erst recht vieles hat gefehlt.

Hier angekommen, kam der Winter.
Kein Haus, kein Obdach war noch nicht.
Kein Brot gab's für die armen Kinder.
Man schämte sich des Bettelns nicht.
Kein Stall und Futter für das Vieh,
von A bis Z war Not und Müh.

So dacht ich auch den Bund der Ehe
nach Gottes Wort zu schließen ganz.
Ich schloß ihn, wie ihr heut' noch sehet
mit meiner lieben Barb'ra Manz.
Und so hat Gott den Ehebund
gesegnet bis auf diese Stund.

Wir lebten arm und doch zufrieden,
wir lebten froh in Einigkeit,
wir dachten, Gott hab' uns beschieden
ein glücklich Los in dieser Zeit.
Doch kaum acht Monat ging die Freud',
so wandelt sich's in bittres Leid.

Es war an einem frühen Morgen,
am 27. August,
fast alles schläft noch ohne Sorgen,
als schon das Dorf umzingelt ist
von einer Horde Räubervolk
die's Dorf bedeckten wie 'ne Wolk'.

Da wurd' geschossen und gehauen,
geplündert und getötet gar.
Es war erschrecklich anzuschauen:
Ein jeder war in Todsgefahr,
ein jedes rief: „Verlaß mich nicht,
mein Gott, mein Gott, in dem Gericht!"

Mein liebes Weib und meine Schwester,
die wurden beide weggeführt.
Ja, nimmermehr ist meine Schwester
von dort zurückgekehrt zu mir.
Mein Weib war in der Türkei
bis Gott sie machte endlich frei [1]).

Zwei Jahr drei Monat war sie Sklavin
in Angst und Elend Tag und Nacht.
Ach freilich, das sind harte Strafen,
so lange in Gefangenschaft!
Wie schwer muß einem Christen sein
bei Muhamed im Halbmondschein.

Neun Kinder waren uns geboren,
wovon noch sechs am Leben sind.
Gott hat sich drei davon erkoren
zur Erbschaft und als Gottes Kind
Versetzt in seines Sohnes Reich;
die leben dort den Englein gleich.

Nun will ich weiter nicht erzählen,
sonst wird die Zeit zu lang euch nur.
Ich sagte ja: „Ich will nur wählen,
das Wichtigste, was ich erfuhr!"
Es war ein kurzer Überblick,
Vom hundertsten das zehnte Stück.

[1]) Vgl. Seite 16/17.

ეროვნული ბიბლიოთეკა

Schwabe ist er geblieben . . .

Dort, in den wilden Bergen freut sich der transkaukasische Kolonist seines Lebens. Schon vier Generationen haben in dieser Gegend die drückende Sommerhitze und schneidende Kälte des rauhen Winters heroisch überstanden. Die fünfte kämpft heut um ihr Dasein.

Ohne jemals das deutsche Schwabenland gesehen zu haben, wachsen die Kolonisten dort heran. Nur die Mutter hält es als heilige Pflicht, ihrem Kinde die Sagen und Überlieferungen der Ahnen zu erzählen. Gespannt lauschen die kleinen Blondköpfe den Erzählungen aus Stuttgart und Reutlingen, denen „Napoleon der Schustergeselle" und die Auswanderungsgeschichte folgen. Aber warum wählt denn die Kolonistenmutter Erzählungen eines für sie und ihr Kind fremden Landes? Sind denn die Sagen der neuen Heimat nicht viel schöner? An Abenteuern war doch das Leben der Kolonisten so reich; auch jeder Berg und Hügel, Tal und Teich der nächsten Umgebung hat vom Kolonisten einen sinnreichen Namen bekommen. Dort oben im Gebirge ist „Brennmanns Höll", wo Brennmann einst aus Ärger, weil ihm sein Heuwagen umfiel, das Heu samt dem Wagen dem Feuertode weihte . . . In „Hummels Täle" passierte seinerzeit ein Spaß, der dem Kolonisten heute noch zu lachen gibt. Ein Kolonist, dessen Namen diese Täle trägt, mußte seinen Heuwagen den steilen Bergabhang hinabfahren. Er spannte die müden Pferde aus, befestigte die Zügel an der Deichsel und versuchte auf diese Weise den Wagen zu lenken. „He ben i et!" rief er, unten angelangt, unter dem Heuwagen hervor. Ja, und „'s Reinhardts Loch", wo heute das Kartoffelland der Helenendorfer liegt? Dieses Loch wurde in alter Zeit auf Veranlassung der Frau Reinhardt, die dort ein „Feuerle" gesehen haben soll, über drei Meter tief gegraben. Eine Gruppe Männer wollte nämlich den dort verborgenen Schatz heben. Ohne jedoch etwas gefunden zu haben, wurden hernach alle vom Kirchenkonvent für ihre Schandtat bestraft. Sehr nah ging dieser Vorfall dem alten Reinhardt zu Herzen. „Wenn du a bisla weiter Grütz em Kopf ghet hättescht" — schimpfte er seine Frau —, „no hättescht zu deane tuppeleche Männer gsaet, du häbescht des Feuerle en onsrem Hof gsea, no hätte miar jetzt wenschtens en grabana Keller; aber so han i nix, du samt daene Goldsucher bischt en d' Chronik komma, ond onsre Kender ond Kendskender wearnd no verzähla von deam vardammta Loch" . . . .

Gewiß sind dem Kolonisten diese Sagen lieb und teuer. Doch über all die einheimischen „Katzen-", „Biket-" und „Storabuckls" ragen stolz die Gipfel der Achalm, des Lichtensteins u. a. mit ihren Burgen und deren Vergangenheit empor. Dem Kolonisten ist's, als ob sie ganz nahe bei ihm — hier in Katharinenfeld, in Helenen-

dorf hinter dem „Runden Buckel" wären. Fragst du warum? Mutter Germania hat ihm einst diese Sagen in den fremden Kaukasus mitgegeben, damit er ihr nicht verloren gehen soll. Auch seine schwäbische Muttersprache und das deutsche Volkslied hat sie ihm als Erbgut mitgegeben. Stolz kann der Kolonist sein Haupt emporheben: von Kopf bis zu Fuß ist er Schwabe geblieben, und von den Liedern seines Volkes kann er eben so wenig lassen, wie von seiner Muttersprache. „Genau so wie Sie hat mein Großvater gesprochen!" äußern sich die Württemberger, wenn heute ein Kaukasusschwabe die Heimat seiner Ahnen besucht. Nur Greise ganz abgelegener Dörfer Württembergs haben eine so reine Aussprache und so wenig „Fremdwörter" im Gebrauch, wie der Kolonist.

Seine Lieder begleiteten ihn dort von der Wiege bis zum Grabe. Eine vollständige Sammlung seines unerschöpflichen Liederreichtums würde die edelsten Perlen des deutschen Volksliedes enthalten. Es würden aber auch Lieder dabei sein, die transkaukasischen Erdgeruch an sich tragen, da sie in den Kolonien entstanden sind. Von diesem reichen Liederschatz kann sich ein Fremder überzeugen, wenn er nur einmal eine Hochzeit, einen Geburtstag, eine größere Jagd oder einen allgemeinen Ausflug in den Wald mitmacht. Ja, es genügt dazu ein Spaziergang ins Freie mit der Jugend an einem Frühlingssonntag, ein Gang durchs Dorf an einem Herbstabend, wenn auf den Balkonen das Welschkorn ausgezogen wird, oder durch die Weingärten im Herbst. Da quellen die Lieder unaufhörlich . . . „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten . . ." „Drunten im Unterland . . .", „Bald graf' i am Neckar, bald graf' i am Rhein" . . ., „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus . . .", „Auf der schwäb'schen Eisenbahne . . .", „Ich hatt' einen Kameraden . . .", „Sah ein Knab' ein Röslein stehn . . .", „Guter Mond, du gehst so stille . . ." usw. Wie schön sind diese Lieder!.. Und „So lang der Heimat Lieder hier von deutscher Zunge klingen, so lang wird echtes deutsches Blut in unsern Adern rinnen", singt Klooß in seinem „Lied der Deutschen im Kaukasus".

Jakob Hummel

Lied der Deutschen im Kaukasus

Wo Sonnenglut und ew'ger Schnee sich fast die Hände reichen,
wo reb'umschlung'ne Lorbeerbäum' hinaufschau'n zu den Eichen,
wo Büffel und Kamel die Lasten keuchend schleppen,
dort liegt manch deutsches Heim auf Höhen wie in Steppen.

Wo Perser und Armenier sich im Handel überlisten,
wo Kurd', Tscherkesse und Tatar als Räuber heimlich nisten —
dies Land, vom Kaspi-See und Schwarzen Meer umschlungen,
hört manches deutsche Lied, aus deutscher Brust gesungen.

Doch unſ're Zahl iſt winzig klein und möcht' ſich deutſch erhalten,
ſo mag es oft ſo leicht nicht ſein, nach deutſchem Brauch zu walten,
daß unſ'rer Väter Sinn und vielbewährte Treue
in Kind und Kindeskind ſich wiederum erneue.

So lang' der Heimat Lieder hier von deutſcher Zunge klingen,
ſo lang' wird echtes deutſches Blut in unſern Adern rinnen.
Strahl' hell, Geſangesſtern! Erleuchte unſ're Bahnen!
Wenn auch die Dörfer fern, wir halten doch zuſammen!

Erſchalle, Lied, und ſei mein Gruß! Sollſt deutſchen Brüdern ſagen,
daß auch im fernen Kaukaſus noch deutſche Herzen ſchlagen!
Mocht' auch des Schickſals Hand weit von der Heimat treiben,
Wir ſind von deutſchem Stamm und werden's ewig bleiben!

Otto Klooß.

Ein Beſuch bei den deutſchen Koloniſten um 1900

Ein Picknick im Kaukaſus

Gegen 9 Uhr langten wir endlich in Katharinenfeld an. Wir waren vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht gereiſt, und ſo war ich ſchon das erſte Mal tüchtig eingeführt worden in kaukaſiſche Wagenfahrten. Ich hatte ordentlich Appetit und freute mich um ſo mehr des gaſtlichen Mahles meiner freundlichen Wirtin.

Am nächſten Tage wohnte ich in der ſchmucken Kirche einer Schulzenvereidigung bei. Der neue Beamte mußte ſeinen Amtseid nicht nur in deutſcher Sprache leiſten, ſondern im Beiſein eines Abgeordneten des Statthalters auch in ruſſiſcher. Dabei wurde ihm Wort für Wort vorgeſagt und er mußte nachſprechen, bis er's richtig traf. Es ſah zu komiſch und ſchulmäßig aus. Ich freute mich derweil über den ſchönen Menſchenſchlag. Dieſe ſtattlichen Bauern, gewaltige germaniſche Erſcheinungen mit entſchloſſenen Zügen, haben ihr angeborenes Weſen bis heute zähe bewahrt.

Der Turm der ſtolzen Kirche hat eine Zinne, auf welcher lange Zeit vier Kanonen nach allen Windrichtungen hinausſchauten; dies ſollte die umliegenden kriegeriſchen Stämme von Gewalttätigkeiten abhalten; denn das Dorf wurde ſchon oft überfallen. Die Geſchütze erfüllten tatſächlich ihren Zweck, obwohl es eine beſondere Bewandtnis mit ihnen hatte. Ein ehrſamer Drechſlermeiſter fabrizierte ſie nämlich aus Holz, und diesmal ging wirklich der Schein für die Wahrheit.

In den drei Lehrern des Ortes fand ich freundliche und gemütliche Kollegen. Wir verabredeten für den Nachmittag einen Ausritt aufs benachbarte Tafelland. Die Vögel ſangen um die Wette, und tatendurſtig ſtampften die Pferde. Wir ritten längs dem Chramtal hin, wo ſich der Fluß ein tiefes Bett gegraben hat.

Die Kolonisten des Kaukasus wissen in ihrer Abgeschlossenheit sich vortrefflich zu unterhalten. Nach schweren Arbeitswochen pflegen sie mehrtägige Ausritte und Fahrten ins Gebirge zu unternehmen. Im Schatten des Waldes wird Quartier genommen, und da verlebt man gemütliche Tage auf urgermanische Weise. Es wird gekocht und gebraten, getrunken und getanzt, und mancherlei Spiele werden veranstaltet. Abends ertönen fröhliche Gesänge in urschwäbischer Betonung; die nächtlichen Feuer röten die knorrigen Stämme der Bäume, und es ist, als ob die Eichen wonniglich dazu rauschten und sich zurückträumten in längst vergangene Zeiten, wo ihr Wipfeldunkel den Völkern noch heilig war.

Als Ziel solcher kleineren Ausflüge wählen die Katharinenfelder gewöhnlich dieses Steppenland. Auf ein strauchbewachsenes, liebliches Plätzchen in der Höhe, wo das Auge auf die Ortschaften und den waldigen Georgsberg blickt, war ein Tatar mit einem Proviantpferd hinbeordert worden, für den Abend die Mahlzeit zu rüsten. Diese Anhöhe nennen die Bewohner in ehrlicher Bezeichnung ihrer oftmaligen Bestimmung den „Saufbuckel". Treulich geben die Karten diesen Namen in russischen Lettern wieder. Hier wurde ein ganz fürstliches Abendessen geboten. Die Krone bildete ein vorzüglicher Schaschlik (Spießbraten), den der Asiate unter unsern Augen unübertrefflich zubereitete. Der Wein wurde aus einem Burdjuk (Schlauch aus Ziegenfell) kredenzt. Anfangs streckte das Tierlein mit dem goldenen Naß strotzend alle vier Beine in die Höhe, im Maße unserer zunehmenden Begeisterung aber wurde es mager und runzlig und schrumpfte zuletzt zum ödesten Lederlappen zusammen. Ein romantisch Leben: Die lagernde Gesellschaft, das lodernde Feuer, rings die grasenden Pferde, die wundersame Aussicht hinunter ins blühende Gefilde des Tales, hinauf auf die welligen Gebirge mit herrlichem Wald und die schneebedeckten Wipfel. Volkslieder erklangen, und wir ließen den deutschen Stamm hochleben.

Ein Anglerausflug im Kaukasus

Annafeld ist die Kolonie, die am nächsten bei der Kura liegt. Je nach der Jahreszeit fahren die Annafelder hinunter entweder zur Jagd oder zum Fischfang. Da es zum Angeln gerade gute Zeit war, so wurde beschlossen, an den Fluß zu fahren. Bald waren zwei Leiterwagen gerüstet und vierzehn Mann an Bord mit Proviant, Geräten, Decken und einer Anzahl Flinten versehen. Nach dreistündiger Fahrt war die Kura erreicht. Auf dem Wege sah ich zum erstenmal Schildkröten von bedeutender Größe.

Kommt man von der Ebene ans eigentliche breite Flußbett, so bietet sich ein Anblick von großartiger Herrlichkeit: Ein dichter Wald mit all seinen Reizen. Knorrige, üppig belaubte Eichen stehen

ეროვნული ბიბლიოთეკა

trotzig neben Ulmen, Buchen, Ahorn und Erlen; von unten webt blühendes Gebüsch Frühlingspoesie in die ernsten Kronen der Riesenbäume.

Unsagbar mannigfaltig ist die Tierwelt. Namentlich erfüllen die Vögel mit tausendstimmigem Gesang die Luft. Alle unsere Sänger erfreuten mich mit ihrem heimatlichen Lied; dazu kam noch eine schöne Schar, die in fremden Zungen gar nicht übel sich anhörte.

Räuber und Diebe haben hier freies Wirkungsfeld. In den Wipfeln treiben sich Häher, Sperber und Falken herum, in den

Nach der Jagd im Kaukasus

Lüften zieht der Habicht seine Kreise, und majestätisch verfolgt der Adler sein Ziel.

Es gibt eine Schlingpflanze, welche die Bäume so umwuchert, daß man sich ihnen überhaupt nicht nähern kann. In diesem Flechtwerk sind die Sauen daheim und grunzen vergnüglich, wenn sie sich im Schlamme wälzen.

Unmittelbar am Ufer der Kura machten wir Halt. Durch einen verwachsenen Weg hatten wir uns glücklich durchgeschlagen. Gewaltig rauschte der Strom dahin mit seinen gelben Fluten. Wir fischten in einem Seitenarm des Flusses. Große eiserne Haken, denen man Angelgestalt gegeben, wurden an Stricken befestigt, und diese an dicke Stangen gebunden. Einige Schritte vom Ufer wurde im

Wasser eine Holzgabel eingetrieben, die Stange darauf gelegt und hinten an einem Stocke festgemacht. An die Angel war ein ziemlich großer Lockfisch gespießt und der Apparat so gestellt, daß der Köder an der Wasseroberfläche spielte. Eine Reihe solcher Fallen wurde ausgesetzt, und der Erfolg ließ nicht lange auf sich warten. Biß ein breitmauliger Wels an, so hörte man einige gewaltige Schläge — und dann war alles still. Hatte er sich mit diesem kurzen Versuche losmachen können, so blieb er natürlich für immer verschwunden; gelang die Befreiung nicht, so ergab sich das Tier ganz geduldig seinem Schicksal. Mit vereinten Kräften wurden dann die armen Gesellen ans Ufer gezogen. Im Laufe der Nacht und am folgenden Morgen fingen wir sieben Stück im Gewicht bis zu je 20 kg.

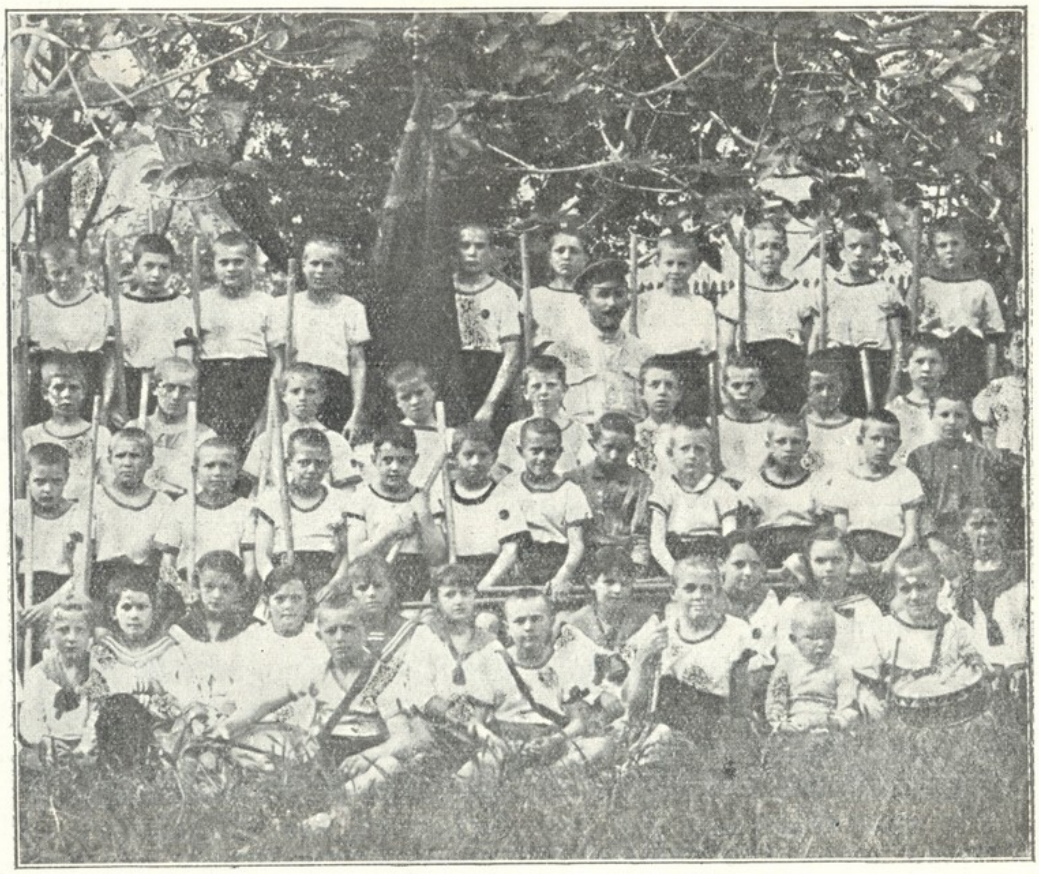
Am Abend ward ein vorzügliches Essen bereitet. Fleisch war in Menge da; es wurde gekocht und am Spieß gebraten. Ich konnte die Gewandtheit der Männer in der Zubereitung eines schmackhaften Mahles nicht genug bewundern. Der Wein, welcher aus Bockshäuten getrunken wurde, brachte die Gesellschaft in die rechte Stimmung. Lustig erklangen Lieder verschiedenster Art im nächtlichen Wald. Bisweilen stieg eine Rede, und namentlich verstand es der Herr Oberpastor durch wackere Sprüche die Gesellschaft bei gutem Humor zu halten.

Bei vorrückender Nacht wurden als Lagerstätte Teppiche auf den Boden gebreitet; als Decken dienten die Mäntel. Das Feuer glomm weiter. Am Wagen stampften und wieherten die Pferde; bisweilen hörte man das Heulen der Schakale und einen dumpfen Ton, den die Gefährten als vom Wolfe kommend bezeichneten. Ich hoffte immer, mit einer solchen Bestie ein kleines Scharmützel zu bestehen und schlief deshalb sehr wenig, die Doppelbüchse sorgfältig in Bereitschaft haltend — doch es hat nicht sollen sein.

Die rote Glut lag auf den Gesichtern der Schlafenden. An dem einen Ende des Feuers saß der alte Oberfischer mit seinem grauen Bart. Er nickte schläfrig, und das Feuer belebte sein runzliges Gesicht mit dem Rot der Jugend. Er wollte sich nicht niederlegen, um jederzeit nach den Fischen sehen zu können. Von Zeit zu Zeit ging er mit der Laterne durchs dunkle Gebüsch den Strom entlang. Die jungen Blätter der Waldriesen rauschten, und freundlich guckten die Sterne durchs Laubwerk. Ein linder Traum umfing mich endlich. —

Die Morgenröte weckte die Schläfer auf, und mit Begeisterung erschallte das Lied: „Die Sonn' erwacht." — Bald bildete sich ein Jägertrupp, dem ich mich anschloß. Unser Jagdeifer galt den Räubern aller Art. Manchem Sperber und Habicht wurde die Würgerwut gründlich genommen. Dazwischen pflegte man das Zielschießen; die Leute brachten mich durch ihre Treffsicherheit in Staunen.

Gegen Abend machten wir uns auf den Rückweg. Der Oberpastor und ich wollten denselben Abend noch nach Helenendorf zurück, kamen aber auf dem Bahnhof zu spät an. Ein Güterzug, der Naphtha führte, nahm uns mit. Neben den großen Kesseln waren für die Bremser kleine Sitze mit einer Lehne. Ein solcher wurde uns zusammen angewiesen. Die Fahrt währte mehrere Stunden. Ein Gewitter stellte sich noch ein, und jählings umzuckten uns die Blitze. Wir waren froh, als Elisabethpol erreicht war. T. Waldvogel.



Der junge schwäbische Nachwuchs in Helenendorf

Ein deutsches Volksfest in Kaukasien

Auch im „wilden Kaukasus" gibt's deutsche Feste. Eine der jüngsten Kolonien ist Georgsfeld, das 1887 angelegt wurde, und das heuer das 25jährige Bestehen feiert. In Schamschor stiegen wir aus der Bahn. Mit uns entstiegen eine Menge Leute dem Zuge, und der kleine Bahnhof füllte sich mit Menschen. Aber was höre ich da für Laute? Was sehe ich da für Gestalten? Sind wir in Asien? Oder sind wir auf dem Bahnhof von Böblingen oder Nürtingen? Nach der ersten freundlichen Begrüßung besteigen wir die Wagen,

die die Georgsfelder uns entgegengeschickt haben, und in lustigem Trabe bewegt sich der lange Zug der Gefährte in den schönen Morgen hinein.

Gleich hinter der Bahn dehnen sich unübersehbar weite Weingärten, von unternehmungslustigen Helenendorfern angelegt, die durch kunstvolle Bewässerung in wenigen Jahren Ödland zu üppigem Fruchtland umgeschaffen haben. Drüben im Westen, liegt da nicht ein deutsches Dorf am Bergeshang? Das ist Annenfeld, das mit seinen hellen Dächern und Giebeln und seinem hohen, spitzen Kirchturm weit in das Land hineinschaut. Bald begegnen uns Gestalten, die den Heimaterinnerungen ein Ende machen und uns erkennen lassen, daß wir nicht in Deutschland, sondern in Asien sind: Vor uns taucht ein langer Zug Kamele auf, danach große, schwarze Büffel, die hier als Hauptzugtiere verwendet werden. Unterwegs stoßen die Annenfelder zu uns. Auf jedem Wagen sitzt neben dem Lenker ein Mann mit schußbereitem Gewehr. Beim Anblick der Tataren und Perser, die uns begegnen, und die wenig vertrauenerweckend aussehen, verstehen wir diese Maßregel. Schon lange fahren wir durch die stattlichen Weingärten von Georgsfeld, und nun wird auch das Dorf sichtbar. Die hellroten Ziegeldächer sind unter hohen Ahorn- und Pappelbäumen versteckt, eine Kirche ist noch nicht vorhanden.

Endlich haben wir das Dorf erreicht. Gleich der erste Hofbesitzer hält uns an und heißt uns bei sich absteigen. Ein Gasthaus gibt's hier, in einem Dorf von 750 Einwohnern, nicht; an seine Stelle tritt die private Gastfreundschaft, die mit warmer, echt schwäbischer Herzlichkeit ausgeübt wird. Nachdem wir unter Feigen- und Zitronenbäumen ein tüchtiges Frühstück eingenommen haben, können wir uns im Dorf umsehen. Das äußere Zeichen des Festtages ist die blau-rote russische Fahne, die aus jedem Hause hängt. In der Mitte des Dorfes ist ein großer, mit Birnbäumen bepflanzter schattiger Platz, an dessen einer Längsseite das Bethaus, das Gemeindehaus und das Schulhaus stehen. Hier wird das Fest gefeiert. Viele Hunderte von Gästen sind vor uns angekommen, zum Teil aus weiten Entfernungen, viele mit Frau und Kind, lauter Schwaben. Und sie sind nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich gute Schwaben geblieben. Bei allem Ernste sitzt ihnen doch der Schalk im Nacken, und Georgsfelder und Annenfelder, Helenendorfer und Katharinenfelder ziehen sich gegenseitig gern mit wirklichen oder angeblichen Schwabenstreichen auf, die sie im Laufe des Jahrhunderts begangen haben sollen.

Nach einiger Zeit kommen unter dem Ehrengeleit einiger berittener Kolonisten die letzten Gäste angefahren, eine ganze Reihe

von Beamten aus der Gouvernementsſtadt Eliſabethpol. Der ruſſiſche Vizegouverneur wird von den Schulkindern mit Geſang und vom Oberpaſtor mit der Darreichung von Brot und Salz empfangen.

Die Feier beginnt mit einem Gottesdienſt unter freiem Himmel. Tiefen Eindruck machen die von der ganzen Verſammlung geſungenen Choräle „Lobe den Herrn“ und „Nun danket alle Gott“. Man ſingt nach dem ſchwäbiſchen Geſangbuch, denn auch in kirchlicher Beziehung haben die Anſiedler an allem Alten und Mitgebrachten feſtgehalten. Nach dem Gottesdienſt ſetzen wir uns im Schatten der Birnbäume in bunter Reihe zu Tiſch. Man ißt mit Muße und trinkt mit Bedacht und Schmunzeln die guten Tropfen, die in Georgsfeld gewachſen ſind. Stunde um Stunde vergeht in heiterem Geplauder und bei feſtlichen Tiſchreden. Aber der ſtärkſte Eindruck, der einen keinen Augenblick verläßt, iſt doch die tiefe Freude, ſo viele tüchtige deutſche Menſchen hier verſammelt zu ſehen, die ſo fern von der ſchwäbiſchen Urheimat, unter den ſchwierigſten Verhältniſſen, nur auf ſich ſelbſt geſtellt, ſo Hervorragendes geleiſtet haben. Während des ganzen Nachmittags ſpielen die Bläſerchöre der Dörfer deutſche Lieder und Märſche. Am Abend ſingen die gemiſchten Chöre der Schulkinder unſere lieben, alten, herrlichen Volkslieder. So vergeht der Abend urgemütlich, ſo ganz ſchwäbiſch. Und nachdem der ruſſiſche Vizegouverneur fortgefahren iſt, ſieht unſere Tafelrunde gerade ſo aus, als ſtünde ſie an den Hängen der Rauhen Alb oder an den Ufern des Neckar.

Das wunde Herz

„Der Krieg iſt da!“ Dieſe erſchütternde Nachricht brachten die Zeitungen. „Der Krieg mit Deutſchland“. Die ruſſiſche Nationalflagge und das Bild des Zaren mußten von nun an jedes Koloniſtenhaus zieren. Ein buntes Durcheinander belebte oft die zuvor ruhigen Straßen der Kolonien. Koſaken, Beamte, Arbeiter und Koloniſten mußten an dieſen Demonſtrationen teilnehmen. „Gott ſei des Zaren Schutz“ tönte feierlich der Bläſerchor. „Nieder mit dem Feinde! Nieder mit Deutſchland! . . . Hurra!“ . . . . ſchrie aus voller Kehle die Menſchenmenge . . . .

„Nieder mit dem Feinde, nieder mit Deutſchland!“ ſummte es lange in den Ohren des Koloniſten. Waren denn die Deutſchen ſeine Feinde? Wenn er auch ſchon lange der Heimat fern war, ſo war ſie ihm doch nicht fremd und gleichgültig geworden. Er fühlte ſich als Bruder jedes Deutſchen. Die Arbeit ſollten ſie nun niederlegen und den ſchrecklichen Brudermord beginnen. Das unentrinnbare Geſetz verlangte dies.

Schon sangen die Kolonisten auf den Gassen ihr in den Kolonien entstandenes Soldatenlied:

Warum ist denn die Falschheit
so groß in der Welt,
daß alle jungen Burschen
müssen zieh'n ins Feld!

Nach Tiflis marschieren
und lassen sich visitieren,
ob sie taugen, ob sie taugen,
ob sie taugen für das Feld.

Der Hauptmann steht draußen,
schaut seine Leute an:
„Seid nur lustig, seid nur fröhlich,
greift nur herzhaft ihn an!"

Zu meinem Vater, zu meiner Mutter,
muß ich sagen ade,
darum tut mir der Abschied
aus der Heimat so weh ....

Der Kolonist war Soldat. „Für den Glauben, den Zaren und das Vaterland!" lautete der Eid. Für seine neue Heimat hat er geschworen. „Und muß es sein" — gelobte er — „so werde ich als echter Bürger für sie sterben!"

Doch schon nach Beginn des Krieges huschten dunkle Nachtschatten gespensterhaft über seinen Weg. Sie dehnten sich, wuchsen und streckten wie riesige Ungeheuer ihre Arme gierig nach ihm aus. „Die Kolonisten sind Spione! Vaterlandsverräter sind sie!" heulte es wie ein hundertfaches Echo durch die schwüle Luft.

Geduldig trug der Kolonist die schweren Lasten, die das Schicksal so hart auf ihn warf. Niemand konnte ihn bei seiner gewissenhaften Pflichterfüllung übertreffen. Seinem Eide blieb er treu. Bei der Mobilisation stellten die transkaukasischen Kolonisten 3000 Pferde und über 900 Lastwagen der Regierung zur Verfügung.

„Schon 100 Jahre halten die Kolonisten an den Sitten und Gebräuchen ihrer Väter fest, gehen auf keine Heiraten mit uns ein, Lutheraner sind sie geblieben, schwäbisch ist bis heute ihre Muttersprache! Wohl haben die Kolonisten Musterwirtschaften, doch die sie umgebenden Völker sind noch auf derselben Kulturstufe wie vor 100 Jahren!"

Solche und ähnliche Beschuldigungen wurden dem Kolonisten mit Verachtung hingeworfen. „Nach Sibirien sollen sie verschickt werden!" lautete der grausame Beschluß des Zaren.

Einsam stand der Kolonist in dem nassen Schanzgraben vor dem Dunkel der Zukunft. Schwarz dehnte sich der Weltenraum in die

Unendlichkeit. . . . Eltern, Frau und Kinder sollten in die Verbannung geschickt werden! Das liebe Dorf, die heimatlichen Berge und Täler, Gärten, Wiesen und Felder — so schwere Opfer verlangte die Verleumdung! Die Schneefelder Sibiriens sollten dem Kolonistenkinde den Heimatsort mit seinen schönen Sagen ersetzen!

Mit fest zusammengepreßten Lippen stand er da — wund und still — und konnte sich nicht lösen von den Schatten des Leidens. Höhnisch aber strich der Wind als wilder Wolkenhund am düsteren Himmel entlang. Nichts soll dem Kolonisten neben seinem blutenden Herzen bleiben, als der russische Soldatenmantel, in den er sich fröstelnd hüllt.

Für wen hätte er nun kämpfen sollen! Wie im Traum irrte er umher. Da traf ihn aus dem Dunkel ein glimmender Hoffnungsstrahl: Deutschland — die Heimat seiner Väter. . . . Im Schmerz zuckte er aber sofort zusammen. Wer wußte von ihm, dem Fernen, noch etwas in der deutschen Heimat? Jakob Hummel

In der Genossenschaftskellerei der Konkordia

„Konkordia soll sein Name sein!" . . .

Der Krieg hatte den furchtbaren Bürgerkrieg zur Folge. Die Herrschaft des Zaren wurde gestürzt, und das Volk nahm sein Schicksal selbst in die Hand. Große Aufgaben lagen vor ihm. Vor allem mußten die Schäden geheilt werden, die Krieg und Bürgerkrieg angerichtet hatten.

Das Verbannungsgesetz des Zaren war aufgehoben. Die Revolution hatte dem Kolonisten seine Heimat wiedergeschenkt. Das 100jährige Jubiläum des Bestehens der Kolonien wurde gefeiert. Ein Freudentag war dies. Ein vollberechtigter Bürger der jungen Republik war der Kolonist geworden. Eine neue Epoche hatte in seinem Leben begonnen.

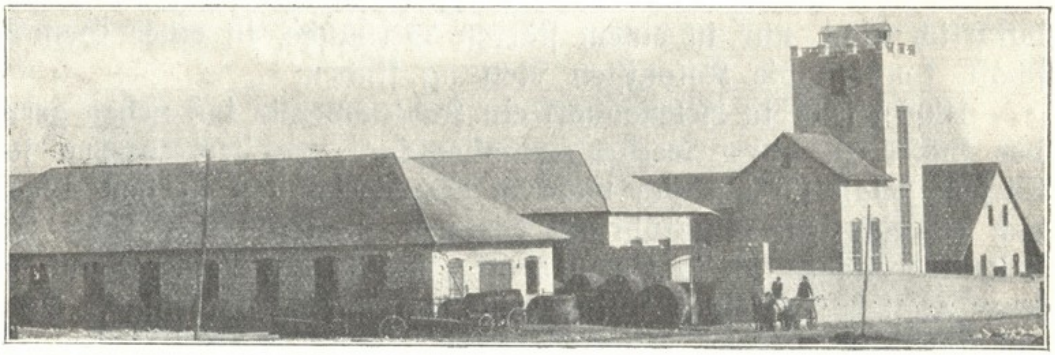
Noch vor einigen Jahrzehnten waren innerhalb der Kolonien die Unterschiede zwischen reich und arm nur gering. In neuerer Zeit wurde aber der soziale Unterschied immer größer. Einzelne Kolonisten hatten einen starken Vorsprung erlangt und große Firmen gegründet. Als einzige Vermittler des Weinhandels mit Rußland bestimmten diese Firmen die Weinpreise, und die Kolonisten waren gezwungen, ihre Produkte zu sehr niedrigen Preisen abzulassen. Derartige Umstände hemmten das Fortkommen der ärmeren und mittleren Winzer. Wer von ihnen hätte den Kampf mit den großen Betrieben aufnehmen oder mit ihnen konkurrieren können? Der einzelne Kolonist natürlich nicht, nur in einem starken Verbande, in einer Genossenschaft, konnten die Kolonisten Rettung finden.

1903 wurde in Helenendorf ein Konsumverein ins Leben gerufen, der später zu einer Verkaufsgenossenschaft erweitert werden sollte. Diesem Plan stellten sich vielerlei Schwierigkeiten in den Weg, so daß er nicht zur Ausführung kommen konnte. Aber fünf Jahre später vereinigte sich in Helenendorf eine Anzahl kleinerer und mittlerer Besitzer zu einer Winzergenossenschaft „Konkordia". Es lag auf der Hand, daß der kleine Verband, der nur 42 Mitglieder zählte, mit den großen Unternehmungen anfänglich durchaus nicht konkurrieren konnte, es gelang ihm aber doch, die Lage seiner Mitglieder zu erleichtern.

Während des europäischen Krieges machte der Weinbau schwere Zeiten durch. Die besten Kräfte hatte der Krieg von der Wirtschaft losgerissen. Die Reben konnten nicht richtig gepflegt, die Schädlinge nicht bekämpft werden, weil es an Arbeitern und Geldmitteln fehlte. Dadurch erkrankten die Reben. Sehr nachteilig wirkte natürlich auch die Einschränkung des Weinabsatzes während des Krieges. Dann kam die Revolution. Wohl hat sie das verhängnisvolle Vertreibungsgesetz aufgehoben. Doch sie mußte auch die eingeborenen Volksstämme zu ihrem Recht kommen lassen. Als zu deren Gunsten die Ländereien der Fürsten und Reichen verstaatlicht wurden, wurde daher auch die Landfläche der Kolonisten bedeutend verkleinert. Das Verbot des Weinhandels in den Jahren 1920—22, sowie die Preissteigerung aller Lebensmittel bedrohten die Existenz der Kolonisten immer mehr.

In dieser schweren Zeit sammelten sich in Helenendorf die Kolonisten um den Verband Konkordia. Seit 1921 vereinigt dieser Winzer-

verband alle deutschen Weinbauern der sämtlichen deutschen Kolonien in Aserbeidschan. Im Jahr darauf wurde das Verbot des Weinhandels aufgehoben. Nun erst konnte die verarmte Wirtschaft wieder in die Höhe gebracht werden. Für den einzelnen war das zu schwer. Ihm fehlten die Mittel. Nur die gemeinschaftliche Arbeit aller konnte das erreichen. Darum wurden nun die Winzer verpflichtet, ihren gesamten Weinertrag dem Verbande zu übergeben. Jeder darf für seinen eigenen Bedarf und für die Entlohnung der Arbeiter nur 150—200 Wedro (1 Wedro = 12,30 Liter) zurückbehalten. Der Verkauf der gesamten Ernte, die jährlich ungefähr 1 500 000 Wedro beträgt, geschieht durch den Verband. Dieser gemeinsame Absatz verbilligt die Kelterung und ermöglicht vor allem einen vorteilhaften Verkauf. Da dem Verband so große Mengen Wein zur Verfügung stehen, hat er in vielen Städten Rußlands eigene Verkaufsstellen



Cognakfabrik der Konkordia

eingerichtet. Der Gewinn wird zunächst dazu verwendet, die Wirtschaftsanlagen des Verbandes, die Keller, Keltereien, Fabriken zu erweitern, Wasserleitungen anzulegen usw., damit immer größere Mengen verarbeitet werden können und der Gewinn sich vermehrt. Aber an dem Erfolg der gemeinsamen Arbeit sollten alle Mitglieder auch noch in anderer Weise teilnehmen. Damit sie recht deutlich sahen, welche Vorteile die Gemeinschaftsarbeit für die Gesamtheit sowohl, wie für den einzelnen bringt, hat der Verband belehrende Vorträge eingerichtet über den Weinbau und die Pflege der Reben, durch die jeder in den Stand gesetzt wird, seine Ernten zu vergrößern. Die Geldmittel des Verbandes wachsen ständig, und nun können auch schon die Kinder teilnehmen an den Erfolgen der gemeinschaftlichen Arbeit. Der Verband hat nämlich aus seinen reichen Mitteln Geld für Schulen gegeben. Auch ein Internat und eine Taubstummenanstalt wurden ins Leben gerufen. Im Schuljahr 1925/26 hat der Verband für diese Zwecke ungefähr 100 000 Rubel ausgegeben.

Auch in den Kolonien Georgiens wird jetzt in dieser Weise energisch gearbeitet. Ein starker Verband auf kulturell-wirtschaftlicher Grundlage — das ist das Endziel der großen Arbeit der in Transkaukasien zerstreuten deutschen Gemeinden!

Glück auf! Konkordia soll sein Name sein!

Jakob Hummel

Aus der Sammlung Oswald Zienau
Eine georgische Schönheit

Brief eines Forschungsreisenden aus dem Kaukasus an deutsche Schulkinder

Helenendorf, im August 1926.

Meine lieben Jungens und Mädels! Hier sitze ich nun hoch oben im Kaukasus bei deutschen Landsleuten in Helenendorf. Wie ich dahin gekommen bin? Das will ich Euch erzählen. In Moskau setzte ich mich auf die Eisenbahn und wappnete mich mit Geduld. Denn nun hieß es, zwei Tage und zwei Nächte aushalten. 54 Stunden Bahnfahrt bis nach Wladikawkas! Hier fängt die alte

ეროვნული ბიბლიოთეკა

Heerstraße an, die von den russischen Zaren gebaut wurde, um ihre Truppen über den Kaukasus zu führen. Am Bahnhof Wladikawkas erwarten den Reisenden die Automobile der Staatlichen Georgischen Kraftwagenpost, ganz so, wie man am Bahnhof einer deutschen Mittelstadt den Autobus der Reichspost findet. Kaum habe ich die steif gewordenen Glieder ein wenig gereckt und gestreckt, da nimmt auch schon der grusinische Fahrer Platz auf dem Wagen, und nun stehen mir noch einmal 9 Stunden Fahrt bevor. Wladikawkas breite Straßen und flach gebaute Häuser liegen bald hinter uns. Eine schöne Baumallee führt zur Stadt hinaus und ins Gebirge hinein. Ohne jeden Übergang ragen mit einem Male steile Felswände neben der Fahrstraße hunderte von Metern hinauf, hängen gewaltige Steinblöcke über einem. An einer breiten Schlucht zieht sich die Straße hin, lärmend zwängt sich der Fluß Terek durch die Gesteinshindernisse seines Flußbettes, die Stille der wilden Natur belebend. In vielen Windungen zieht sich die Straße bald am linken, bald am rechten Ufer des Terek hin und läßt mich hineinschauen in den „wilden Kaugehen die ersten drei Stunden bis zur Rast auf der Stadion Kasbek kasus", wie der Bewohner der Berge seine Heimat nennt. Da verschnell. Von ewigem Eis und Schnee bedeckt, liegt der Gipfel des Berges Kasbek in 5000 Meter Höhe vor mir, bestrahlt von der leuchtenden Sonne. Ich kann mich kaum trennen von diesem gewaltigen Riesen, werfe noch einen letzten Abschiedsblick auf ihn und lasse mich dann an der langgestreckten Tafel des Bergwirtshauses nieder. Wißt Ihr, was es zu essen gibt? Borschtsch. Borschtsch. Sie würde Euch schon schmecken, die Gemüsesuppe mit Fleisch und saurer Sahne mit dem wunderlichen Namen. Schaschlick, am Spieß gebratenes Schaffleisch, mit Reis ist auch nicht übel. Beides sind echt russische Gerichte.

Schon beim Eintritt in die Gaststube bemerkte ich die hohen, rassigen Gestalten von Bergbewohnern. An Gestalt und Gesicht kann man kaum Rassenunterschiede feststellen; eher schon in den Abweichungen der Bekleidung; nur wer die Dialekte zu unterscheiden vermag, der erkennt die Zugehörigkeit zu den verschiedenen Volksstämmen. Ich setzte mich zu den Gebirgsbewohnern und sagte beim Nähertreten eine grusinische Begrüßung. Verblüfftheit auf den Gesichtern: ein Ausländer, der grusinisch spricht! Die herausgesprudelte grusinische Entgegnung verstand ich natürlich nicht und sagte darum einfach auf grusinisch: danke. Sie hatten gemerkt, daß meine grusinischen Sprachkenntnisse nicht weit reichten, und einer forderte mich auf russisch auf, gleich mit ihm aus dem Horn zu trinken: denn ein Deutscher, der auf grusinisch grüßt und „Danke" sagt, ist der brüderlichen Freundschaft eines Grusiners wert.

Vieles wollte mein Grusiner von Deutschland wissen; denn der

Krieg hatte ihn in deutsche Gefangenschaft gebracht, womit er nun seinen Leuten etwas vorprahlte. Dann aber erzählte er mir von seinen Bergen, aus der Geschichte der Volksstämme und vom Leben der Gegenwart. „Ja, jetzt gehören die Täler und Berggipfel wieder uns allein; unsere Lieder und Tänze und unsere unterdrückte Sprache dürfen wir frei wieder üben; wir sind jetzt wieder ein freies Volk," rief mein Grusiner in Begeisterung aus.

„Weißt Du, wie es viele jahrzehntelang hier aussah? Da zogen die Soldaten des Zaren durch unsere Bergdörfer, zerstörten und verbrannten sie, von den Bergen dröhnte das Waffengeklirr. Lange hat es gedauert, bis wir bezwungen waren. Viele wanderten aus nach Kleinasien, andere wurden auf Befehl des Zaren in den südrussischen Steppen angesiedelt, und nun lag alles wüst und öde da, man sah nur noch zerstörte Dörfer und zerstampfte Äcker." — Prachtkerle waren es, die mir in ihrer glühenden Freiheitsliebe recht gut gefielen. Zum Abschied tranken wir noch einmal auf die neue Freiheit der Gebirgsvölker.

Die Reise geht weiter. Der Kasbek liegt hinter uns, und der Wagen fährt schnell die Heerstraße entlang, immer noch bergauf. Wechselvolle Bilder ziehen wieder an unseren Augen vorbei: Bäche rauschen herab, hier und da blitzt der stahlblaue Spiegel eines Bergsees auf, ein flachgedecktes und von hoher Steinmauer umgebenes Haus, dann wieder eine der vielen natürlichen Heilwasserquellen. Hier und da kommen halbwüchsige Buben angelaufen, um mit Radschlagen oder ein paar Tanzschritten sich Zigaretten oder Kopekenstücke (2-Pfennig-Münzen) zu erbetteln. Mit ihren breiten Schaffellmützen und Schaffellröcken, die ungegerbte Seite nach außen und das langhaarige Fell nach innen getragen, machen sie einen verwegenen Eindruck; lustig umspringen sie, querfeldansteigend, immer und immer wieder den Wagen, bis ein paar Kopekenstücke oder Zigaretten ihre Beute geworden sind.

Allmählich merken wir, daß wir höher kommen. Vormittags brannte heiß die Tropensonne auf uns nieder, abends froren wir kräftig. Die Bergseen hatten eine dünne Eisschicht, und ich sah den ersten Schnee.

Endlich standen wir auf dem höchsten Punkt der Grusinischen Heerstraße: über 2700 Meter hoch. Ein weiter Rundblick eröffnete sich, über Gipfel, herab in tiefe, tiefe Täler, auf den grünenden Berghalden unübersehbare Schafherden von tausenden von Stück; bebaute Felder dicht zu unsern Füßen, neben uns ein weißer Steinobelisk als Höhenzeichen und an den Felsabhang hingebaut ein Gehöft mit weiten Stallungen, die ehemalige Pferde-Poststation. Und alles verschönte die Sonne des herrlichen Spätsommertages, die aber in dieser Höhe nicht mehr wärmte. — Ungefähr vier

Stunden waren wir bergauf gefahren; nun senkt sich die Straße dem Herzen Georgiens, der Stadt Tiflis zu. —

In zahlreichen Windungen geht es an steiler Bergwand herab, für ängstliche Gemüter sicher kein angenehmer Anblick, wenn der Wagen fast zu dicht an der Bergsenke wenden muß. Nachdem dieser wohl gefährlichste Teil der Wegstrecke glücklich durch die hohe Geschicklichkeit des Autolenkers überwunden ist, fahren wir im Tal bald durch eine schöne Gartensiedlung mit vielen, vielen Obstbäumen, hier ein unvermuteter und seltsamer Anblick. Aber immer noch weiter geht die Fahrt. Grusinische Dörfer werden bald sichtbar: die Häuser aus weißem Stein oder braunem Lehm, einstöckig gebaut und stets mit der breiten, offenen Holzveranda. Bei einem Dorf überrascht auf beträchtlicher Anhöhe der festgefügte Bau einer alten Klosterfestung als abbröckelnde Ruine.

Bald müssen wir am Ziel unserer Reise sein. Wir fahren über eine Steinbrücke, deren Errichtung dem römischen Feldherrn Pompejus zugeschrieben wird, und bekommen bald darauf eine alte grusinische Kaiserstadt zu Gesicht. Einst der prachtvolle Sitz mächtiger Kaiser, ist sie heute nur ein von der Sonne ausgedörrtes, schmutzig-armseliges Dorf, und nur die etwas abseits gelegene Kloster-Kathedrale mit ihren Kaisergrüften zeugt von vergangener Pracht und Macht.

Die „tausendjährige" Straße, wie die Grusiner stolz die Heerstraße benennen, lag hinter uns. An die 10 Stunden waren wir unterwegs. Müde vom vielen Sehen, von oftmals überwältigenden Eindrücken, fuhren wir im abendlichen Dunkel durch die Straßen der Stadt Tiflis; zuerst durch Wohnviertel, dann im sogenannten „Europäischen Stadtteil" an den hohen, aber ausdruckslosen Prachtbauten, Geschäftshäusern und Hotels, am orientalisch-bunten Mosaikbau des Theaters und endlich dem Palast des ehemaligen Kaiserlichen Gouverneurs, dem Sitze der jetzigen Regierung, vorüber, unserem Hotel zu.

Heißen Schwefelwasserquellen verdankt die Stadt ihren Aufbau, und natürlich nehme auch ich ein solches Bad. Russen, Grusiner und Armenier bewohnen Tiflis. Der Armenier in Tiflis ist für Russen und Grusiner der Arbeiter, das menschliche Lasttier, das auf seinem Rücken schwere Ballen und Kisten die krummen, schlechtgepflasterten Straßen bergauf und bergab schleppt, der geschickte Handwerker, der mit seinen Händen bisweilen kunstvolle Gerätschaften zum Gebrauch und als Zierde fertigt und der in seinen offenen Läden alle Waren handelt. Dieser Armenier bewohnt das „Bazar-Viertel" von Tiflis.

Überrascht stehe ich plötzlich vor einer gotischen Kirche mit ihrem schlanken spitzen Turm. Wie kommt sie hierher ins ferne Rußland?

Es ist der erste Gruß der deutschen Siedler, die seit hundert Jahren in der Gegend von Tiflis wohnen und sich zum Teil auch in der Stadt niedergelassen haben. Außer der Kirche finden wir noch eine Schule, die von deutschstämmigen Kindern besucht und von ebensolchen Lehrern geleitet wird, und in der aller Unterricht in deutscher Sprache erteilt wird. Dann gibt es in Tiflis auch die Zentrale und Verwaltung der deutschen Winzergenossenschaft „Union", die auf einer Hauptstraße einen Laden hat zum Verkauf der von deutschen Winzern gezogenen Weine. Und so ist es denn nicht verwunderlich, wenn man, beim Gehen ein deutsches Liedchen vor sich hinsummend,

Aus der Sammlung Oswald Zienau

Turkotataren bei der Mahlzeit

plötzlich in reinster schwäbischer Mundart gefragt wird, ob man aus Deutschland gekommen ist und wie es da geht.

Der Lehrer Zeeb von der Marienfelder Schule wurde mein sachkundiger Führer. Ein Mann, der überall gut gelitten ist wegen seiner Kenntnisse und seiner Hilfsbereitschaft. Wohl kaum einen besseren Führer konnte ich finden. Unter seinen Landsleuten schwäbelt er die ältesten Schnurren, in den grusinischen Hochgebirgsdörfern spricht er die Sprache der Eingeborenen und mit Russen russisch. Auf den schmalsten Gebirgspfaden geht er so sicher wie auf der breiten Straße, und stolz und stramm sitzt er im Sattel. Der wurde mein Freund; mit ihm machte ich mich bald auf den Weg in die georgischen Kolonistendörfer.

In Marienfeld war gerade großes Markttreiben, als wir ankamen. Ich sah hohe, vierrädrige Planwagen, die mir von den

Landstraßen Württembergs wohl bekannt waren. Daneben standen auch hohe, zweirädrige Büffel- oder Ochsenkarren, wie der Grusiner sie baut. Kolonisten und auch Einwohner der Umgebung waren zum Markt gekommen. Mich zog es zuerst nach der Schule. Von Klasse zu Klasse machten wir unsern Besuch, hörten dem Unterricht zu und plauderten mit Lehrern und Schülern. Es war unmöglich, all die Fragen der Buben und Mädel zu beantworten, weil wir sonst für Tage unser Lager in der Schulstube hätten aufschlagen müssen. In einer Klasse beim Unterricht in Deutsch hörten wir die alten Märchen und Sagen unserer Heimat von Grimm und Hauff und den Nibelungen, in einer andern ertönten deutsche Volkslieder.

Marienfeld ist die älteste Schwabensiedlung; wenn sie so die stattlichste geworden ist, ist es nicht verwunderlich. All die schönen Steinhäuser mit der breiten Veranda im oberen Geschoß verraten einen ererbten Wohlstand; nicht ein Haus, das nicht von einem Vorgarten mit vielen bunten Blumen und Bäumen aus der Heimat geziert wird.

Auf dem Rückwege nach Tiflis kamen wir spät abends nach Alexandersdorf. Hier blieb ich zur Nacht, weil ich einen so schönen Sommerabend gern einmal im Kreise von Kolonisten verleben wollte. Ich wollte den Feierabend eines deutschen Siedlers genießen.

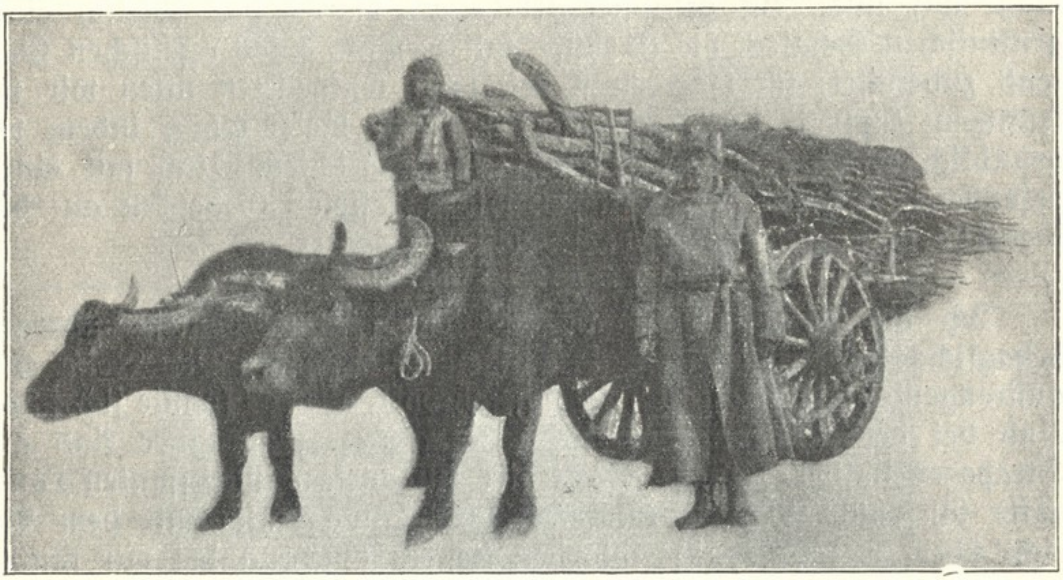
In der Klarheit des südlichen Himmelsstriches leuchteten feierlich die Sterne über uns; der glühenden Tageshitze war eine laukühle Nacht gefolgt. Auf den Veranden, auf den Eingangsvorplätzen, in den Gärten saßen im Plaudern und Musizieren die Alexandersdorfer. Mein Besuch hatte sich herumgesprochen, und nach und nach kamen die Kolonisten, um zu hören und auch zu erzählen. An den Straßenrand setzten sich ein paar Burschen mit grusinischen Streich-, Zupf- und Schlaginstrumenten und nicht lange, und wir waren verstummt in unseren Unterhaltungen vor der Musik, vor den deutschen Weisen, die aus den verschiedenen Instrumenten zu dem Takt der Tamburine erklangen, Volkslieder aus Schwaben, Kolonistenlieder schwebten in ihren klaren und einfachen Melodien durch das grusinische Tal.

Am nächsten Tag machte ich eine Reise nach einem deutschen Bergwerk. So nahm ich einstweilen Abschied und fuhr nach Tiflis. Zu nächtlicher Stunde stand ich mit dem deutschen Direktor einer deutschen Industriegesellschaft auf dem Bahnhof Tiflis, um nach Tschiaturi zu fahren. Aus alten russischen Wagen bestand der Zug. Sehr vertrauenerweckend sah schon das Äußere so eines Wagens nicht aus; unser Abteil erhellte eine einzige Kerze, die offen brennend am Fenster stand. Zwei Sessel, die ihre Roßhaareingeweide schon stark hergaben, standen sich am Fenster gegenüber; die mit Matratzen belegten Schlafbänke waren in ein wohltätiges, die Geheim-

nisse ihrer Bewohnerschaft hütendes Dunkel gehüllt. Ein paar Flaschen Kachetinerwein sollten uns die Nacht vertreiben. Doch in den frühen, aber noch dunklen Morgenstunden rollten wir uns in unsere Mäntel und schliefen bis in die Morgenhelle hinein.

Die Fahrt durch das Gebirge ist nicht immer ungefährlich. Aber endlich kommen wir heil in Tschiaturi an.

Zu Pferde geht es tags darauf die Berge hinauf zu den Gruben, wo im Stollenbau gewaltige Lager von Manganerz abgebaut werden. — Durch ein paar Straßen, über Bahngleise und -weichen führt der Weg ins Freie, in ein verbreitertes Tal; das pfadlose Tal wird wieder Straße und führt endlich über eine uralte Steinbrücke



Aus der Sammlung Oswald Zienau

Büffelwagen alter Bauart, ohne Eisenteile

steil aufwärts ins Gebirge hinein. — Büffelbespannte Karren kommen uns erzbeladen vom Gebirge entgegen, immer begleitet von dem anfeuernden Gebrüll der armenischen Lenker. Mit einem Male sitzt man mit seinem Pferde eingeklemmt zwischen Büffelleibern und muß das Pferd und die eigenen Beine bewahren vor den Hörnern, wenn man gut und heil aus diesem lebendigen Wirrwarr herauskommen soll. — Bei diesem unfreiwilligen Halt konnte man aber in aller Ruhe die Karren studieren, Karren, wie sie seit Jahrhunderten bei den Bergbewohnern in Gebrauch sind. Es gibt keine Eisenteile, nicht einmal einen Eisennagel an diesen Wagen; alles ist aus Holz gefertigt. Die Räder oft noch eine volle, runde Scheibe, die in der Mitte ein rundes Loch hat; mit einem ungefügen Holzkeil wird die Achse außerhalb des Rades abgeschlossen und so Räder und Wagengestell miteinander verbunden. Auf dem Wagengestell ruht

ein Korb aus ſtarkem Weidengeflecht; eine dicke Deichſel mit einem ungefügen Joch feſſelt die Büffel an dieſen Karren. Auf dieſen Karren geht das hier gewonnene Manganerz, das in den Hochöfen Lothringens und Rheinland-Weſtfalens weiter verarbeitet wird, zu Tal.

Über tauſend Meter waren wir mit den Pferden bergan geſtiegen, dann mit krummem Rücken durch lange, lange Stollen gekrochen zu den Arbeitsplätzen, hatten elektriſche Kraft- und Waſſerpumpſtationen, Arbeiterſiedlungshäuſer und Krankenanſtalt beſichtigt.

Nach einem ſchönen Marſch bergab kamen wir zurück zu dem Verwaltungshauſe der deutſchen Grubengeſellſchaft. In dem Reiche der Frau Hars, einer Oſtpreußin, wartete ein reichhaltiges Mittagsmahl auf uns. In deutſcher Küchenart waren das Fleiſch eines gruſiniſchen Schafes, die Gemüſe und Früchte eines oſſetiſchen Gartens zubereitet; im Hochgenuß des lang Entbehrten taten wir mit kräftigem Appetit der Kochkunſt der Frau Hars Ehre, indem wir gründlich aufräumten unter den vielen Gerichten. Und mit einem beſonderen Tropfen Wein ſtießen wir auf ſtetes Gedenken an: vier Deutſche in dem weltverlorenen Neſt Tſchiaturi! —

— —

Ich bin wieder zurück in Helenendorf und genieße überaus behagliche Tage bei dieſen prächtigen Menſchen. Die Reiſe war anſtrengend, manchmal auch recht gefahrvoll, aber es lohnte ſich ſchon. Und bei der fürſorglichen Pflege der guten Frau Hurr ſind alle Strapazen bald vergeſſen. Recht viel aus dieſem intereſſanten Lande hätte ich Euch noch zu erzählen; ich begnüge mich mit dem Bericht über zwei Erlebniſſe, die den tiefſten Eindruck bei mir hinterließen. Ich war mit der Bahn in die Gegend von Batum gefahren, kam vorbei an unendlich weiten Teeplantagen, und plötzlich endete mein Weg an bezaubernd ſchönen Gärten, wie ich ſie in gleicher Pracht niemals geſchaut. Unvergeßlich bleibt mir das Bild, wie ich in ein weites Tal hinabſah, aus dem ſinnverwirrende Düfte zu mir aufſtiegen. Über die Kronen von Palmen, Gummibäumen und Korkeichen blickte ich hinweg auf die Wogen des Schwarzen Meeres. Schlanke Palmen und kurzſtämmige Fächerpalmen, üppig wuchernde und farbenprächtig blühende Sträucherkulturen, mannshohe Gräſer, lichte Bambushaine und rieſenblättrige Bananenbäume zauberten hier am Rande des wilden Kaukaſus die Wunderwelt der Tropenländer hervor. Ich kam mir wie im Märchenlande vor, alles erſchien mir wie ein Traum, der nur zu bald vor der Wirklichkeit fliehen würde.

Während wir im Geiſte noch das tropiſche Paradiesland vor uns ſahen, ſchauten einige Tage ſpäter unſere Augen die Welt des ewigen Eiſes. Ein Kontraſt von ergreifender Stärke. Nach manchem

gefährlichen Ritt auf schmalen Hochgebirgspfaden, an tiefen Abgründen vorbei, kamen wir in das Hochgebirge nach der Stadt Suchum. Von hier aus wollten wir den Weg in den höchsten Teil des Kaukasus nehmen. Vier wegkundige Abchasen waren mit Reit- und Gepäckpferden dorthin bestellt. Es waren hochgewachsene, dunkelbraune Prachtkerle, die ich im Bilde festgehalten habe. Langschäftige Stiefel, der tscherkessische lange Rock, ein schmaler, mit Silberbelag geschmückter Gürtel, an dem der lange Dolch handbereit befestigt ist, geben den Leuten ein kriegerisches Gepräge.

Aus der Sammlung Oswald Zienau

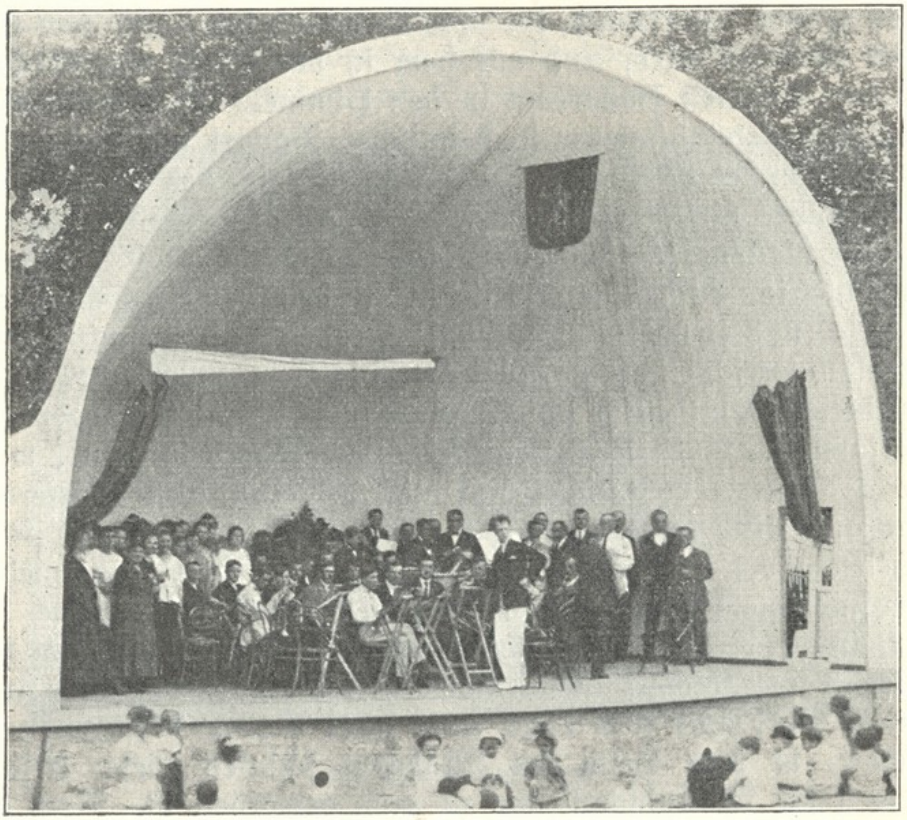
Gruppe von Abchasiern in alter Nationaltracht

Unter immer neuen Eindrücken und bei seltsamsten Erlebnissen zogen wir tagelang über die Hochgebirgsstraßen und Pässe Abchasiens.

Am sechsten Tage dieser Reise erlebten wir den gewaltigsten Eindruck: im Hochtal des Donguſortin-Passes. In einer Höhe von 4377 m standen wir im diamantenen Gletscherleuchten des Elbrus! Nach Mühen, die manchmal unüberwindlich schienen, standen wir nun doch am Ziel.

Der Elbrus! Göttlich diese unnahbare Erhabenheit seiner Schneegipfel, die in ihrem leuchtenden Weiß die Augen blenden. Lange standen wir angesichts dieser Ewigkeitswelten versunken da; die Abchasen haben in Ehrfurcht ihre Turbane von den Köpfen genommen. Ein Erschauern geht durch unsere Seelen, das Erschauern der Winzigkeit menschlicher Kreatur im Weltenraume. Nicht ein Wort, das

als den bequemeren Teil. Über die „schöne Musik" hatte ich so meine eigenen Gedanken, die ich mir aber nicht merken ließ. Und als eines Abends Dr. Hurr sich mit einer Trompete unter dem Arm verabschiedete und mich aufforderte, der Musikprobe beizuwohnen, sagte ich natürlich zu — aus Höflichkeit und Neugierde. Unterwegs überlegte ich mir, wie stark das Orchester wohl sein könne. Es fragte sich eben, wer zugelassen wurde. Voller Erwartung betrat ich das Volkshaus.



Beim Sonntagskonzert der Helenendorfer

Die erste Überraschung erlebte ich schon vor der Saaltür. Die Klänge Wagnerscher Musik, die ich von weitem hörte, verrieten, daß tüchtige Musiker dort wirkten. Beim Eintritt in den Saal blieb ich wie verzaubert stehen. Der Dirigent war ja der bekannte Alois Melichar, der gottbegnadete Wiener Musiker, den es aus dem Treiben der Weltstadt Berlin in den fernen Kaukasus gezogen hatte. Und nun das Orchester! Im ersten Geiger erkannte ich den Küfer der Konkordia, der mir neulich die Weinproben reichte. Der Sohn des Weinbauern, bei dem ich zur Ernte gewesen war, spielte Cello. Ein Weinkutscher der Konkordia strich die Baßgeige, einer der Lehrer schlug die Pauke, das Horn blies der Schuhmacher, und neben ihm stand der Geschäftsleiter der Konkordia mit der Oboe.

An keinem Berliner Konzert mit den auserwähltesten Musikern habe ich je solche Freude gehabt wie an dieser Probe, in der sich ausnahmslos alle Kreise der Helenendorfer Bevölkerung zusammenfanden, über alle Unterschiede des Herkommens und der Bildung hinweg vereint durch die gemeinsame heilige Begeisterung für die große Kunst der Musik.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der letzte Abend ist gekommen. Noch einmal bin ich mit dem Doktor durch das Dorf gegangen und in manches Haus eingetreten, um Abschied zu nehmen. Schwer trenne ich mich von all diesen prächtigen Menschen, bei denen ich soviel Freundlichkeit erfahren und mit denen ich so manche frohe Stunde verlebt habe.

Wir gingen die lange Pappelallee hinunter, und dann bog der Doktor schweigend in einen Seitenweg. Bald standen wir an der Friedhofspforte. Zwischen den Gräbern hin und herwandernd, erzählte mein Begleiter mir so manche abenteuerliche Lebensgeschichte der Menschen, die hier ihre letzte Ruhestätte gefunden hatten. Viele von ihnen waren Opfer des Rassenhasses geworden und waren durch Mörderhand gefallen. „Und das muß ich zugeben," sagte der Doktor, „diesem schändlichen Unwesen hat die neue Regierung mit fester Hand ein Ende gemacht. Kein einziger Mord ist mehr vorgefallen seit ihrer Herrschaft. Wir Deutsche zumal haben noch einen besonderen Grund, mit der neuen Regierung zufrieden zu sein. Während der Zarismus bestrebt war, unsere deutschen Schulen in russische umzuwandeln, haben wir jetzt völlige Freiheit in der Pflege deutscher Sprache und Sitte. Darum ist es unsere Pflicht, zum Wohl der Gesamtheit mit der Regierung Hand in Hand zu arbeiten."

Spät abends noch schreibe ich diese Zeilen. Reichlich lang ist der Brief geworden. In wenigen Wochen hoffe ich, Euch noch viel mehr von meinen Erlebnissen erzählen zu können.

Vorläufig sende ich Euch viele Grüße.

Euer Oswald Zienau.

Die Jahrhundertfeier der Kolonie Helenendorf

Der 19. Juni 1919 — der Tag des 100jährigen Bestehens der Kolonie Helenendorf — war für alle Kolonisten ein rechter Jubeltag. Von fern und nah waren die Kolonisten gekommen, und nun zogen Tausende durch die festlich geschmückten Straßen. Auf dem Marktplatz sammelten sich Menschen in alter Tracht, und bald ordnete sich der Festzug. Bekränzte Reiter eröffneten ihn. Dann folgte

der Koloniſtenwagen, auf dem vor hundert Jahren die Vorfahren angekommen waren. Man ſah eine Einwandererfamilie in der Kleidung der Alten mit Hab und Gut auf dem Wagen. Dann folgten Männer und Frauen in der gleichen Tracht mit Ackergeräten, Werkzeugen, Eßgeſchirren und andern Gegenſtänden. Aus der Menge, die den Zug durch die ganze Kolonie begleitete, erklangen Geſang, Muſik und Jubelrufe.

Einwandererwagen aus dem Feſtzug

Bei dem Feſteſſen unter freiem Himmel wurde die alte und doch immer wieder neue Geſchichte der Vorfahren erzählt, und jeder wußte etwas anderes beizuſteuern. Geſpannt lauſchte jung und alt den Erzählern. Dazwiſchen ging man ins Gemeindehaus hinein, um die alten Sachen zu bewundern, die die Teilnehmer am Feſtzuge dort zur Schau ausgeſtellt hatten.

Wie von einem hohen Turme herab konnte der Koloniſt auf die graue Vergangenheit ſeines Dorfes blicken. Er konnte ſehen, wie dank dem Fleiß, der Aufopferung und der Ausdauer der Vorfahren aus dem Nichts, aus einer öden Wildnis, eine blühende Landſchaft geworden iſt. Durch Einigkeit, gegenſeitige Hilfe und getreue Pflichterfüllung hatten die Ahnen das erreicht. Nicht nur durch ihre Muſterwirtſchaften waren ſie hundert Jahre lang ein Beiſpiel für die umwohnenden Volksſtämme, ſondern auch durch ihren Charakter, ihre Sitten und Gebräuche. Beſonders ſtolz waren

an diesem Festtag die Alten. Alles Geschaffene war ihr und ihrer Väter Werk. Es war recht eigentlich ihr Festtag. Für die Männer und Frauen in den besten Jahren ihres Wirkens und für die Jugend war es ein Tag der Versenkung in die Vergangenheit und der Anregung zu weiterem Schaffen.

An diesem Tage hatten sie sich ganz besonders wieder einmal der lieben, alten, trauten schwäbischen Muttersprache gefreut und hatten sie frohen Herzens in ihren alten Liedern ertönen lassen. Die kulturelle Verbundenheit mit der alten Heimat war ihnen aufs neue bewußt geworden. Dankbar freuten sie sich der Möglichkeit, die ihnen die neue Zeit geschenkt hatte, diese Verbundenheit frei und offen bekennen und pflegen zu dürfen.

Aus der Geschichte seiner Väter soll der Kolonist Mut, Kraft und Schaffensfreude für die Bewältigung seiner Zukunftsaufgaben schöpfen.

Jakob Hummel

Erlebnisse im Kaukasus

„Wenn jemand eine Reise tut, so kann er was erzählen." Das ist ein Ausspruch, dessen allgemeine Gültigkeit noch eine besondere Bestätigung zu erfahren scheint, wenn es sich um eine Reise in den Kaukasus handelt. Hat man aber gar drei Jahre dort verbracht, dann weiß man nicht, wo anfangen und wo aufhören mit Erzählen. Tatsächlich, wollte ich alles, was ich im Kaukasus gesehen, gehört und erlebt habe, genau beschreiben, so wären der Seiten dieses Büchleins zu wenige, um alles zu fassen. So will ich mich begnügen, in dem Schatzkästlein meiner kaukasischen Erinnerungen herumzukramen und wahllos einige kleine Stücklein ans Tageslicht zu bringen.

Russische Gastfreundschaft

Ich wanderte einmal durch Armenien. Müde und hungrig kam ich in ein Dorf, Taratschitschàch genannt, was soviel wie „Blühender Deich" heißt, wenn ich mich recht erinnere. Ich ging gleich in das armenische Gasthaus, um dort eine Unterkunft für die Nacht zu finden. Wenn ich „Gasthaus" sage, darf man sich darunter keines nach europäischem Begriffe vorstellen. Es bestand aus einem einzigen dunklen Raum, der Fußboden war festgestampfte Erde, die Wände und Deckenbalken starrten schwarz vor Ruß, die Fensterbänke und die nackten Tische glänzten dreckig-speckig, in einer Ecke schwelte ein Holzkohlenfeuer, an welchem einige Tataren ihren Schaf-Schaschlik brieten. So sehr ich mich auf meinen Reisen im Kaukasus — notgedrungen — an jegliche Art von Schmutz gewöhnt hatte, so uner-

ეროვნული ბიბლიოთეკა

träglich blieb mir eh und je schlechter Geruch und üble Luft, so daß ich oft die kalte, auf einer Wiese oder auf der Landstraße verbrachte Nacht der warmen, aber stinkenden Stube vorzog. Ich ging wieder auf die Straße und traf dort einen russischen Bauern, aus dessen mit einem langen, blonden Vollbart umrahmten Gesicht zwei gutmütige blaue Augen blickten. Auf meine Frage, ob ich bei ihm übernachten könne, erwiderte er, der an Jahren gut mein Vater hätte sein können, mit freundlichem Tonfall: „Natürlich kannst du, teures Brüderchen!“ (Im Russischen klingt das noch viel hübscher und natürlicher). Bei ihm zu Hause war es schon viel gemütlicher. Bald summte der Samowar, die dem Russen unentbehrliche Teemaschine, auf dem Tische, er brachte noch Milch, Eier, Käse, Butter, Brot und Marmelade herbei, alles was er nur in seinem Hause auftreiben konnte, und nötigte mich unaufhörlich zu essen. „Iß nur, iß nur, Brüderchen, wenn man reist, muß man kräftig essen, um die Strapazen gut auszuhalten,“ war seine Rede. Als ich ihm auf sein Befragen erklärte, daß ich weder aus geschäftlichen, noch aus wissenschaftlichen Gründen, sondern nur zum Vergnügen, aus Lust am Schauen fremder Länder reise, rief er seine Frau und sprach zu ihr voll Erstaunen: „Sieh nur, Njuritschka, er reist in der Welt herum, nur um alles kennen zu lernen und mit eigenen Augen zu schauen. Ja, ja, ihr Deutsche seid tüchtige Leute!“ Als Nachtlager räumte er mir sein eigenes Bett ein, während er selbst auf zwei zusammengeschobenen Bänken schlief. Am nächsten Morgen fuhr ich mit dem Personenauto nach Eriwan, der armenischen Hauptstadt. Beim Abschied fragte ich meinen Gastfreund, was ich ihm schuldig sei; da antwortete er nur: „Was denkst Du von mir? Nichts, nichts, teures Brüderlein.“ Er umarmte mich, küßte mich nach russischer Sitte auf beide Wangen und wünschte mir gute Reise. —

Abrek, Abrek!

Ein Erlebnis ganz anderer Art hatte ich in Ossetien, einem kaukasischen Gebirgslande. Mit meinem Reisegefährten war ich über die berühmte georgische Heeresstraße gezogen, die von Tiflis nach Wladikawkas führt. Von hier wollten wir nach Alagir, wo die nach Kutais führende herrliche ossetische Gebirgsstraße beginnt. In Wladikawkas hatte man uns vor Räubern gewarnt, die die ossetische Gebirgsstraße unsicher machen sollten. (Der Kaukasus war früher berüchtigt durch sein Räuberwesen und noch jetzt, allerdings sehr selten, kommen räuberische Überfälle vor). Wir schlugen aber die Warnungen in den Wind, mieteten eine Linejka[1]), und fuhren los.

[1]) Linejka = russischer, vierräderiger Wagen, in dem man seitlich der Fahrtrichtung sitzt. Die Füße hängen heraus und ruhen auf dem Trittbrett.

Wir waren schon einige Stunden unterwegs, glühender Sonnenbrand lagerte über der weiten, schattenlosen nordkaukasischen Steppe. Plötzlich brachte ein scharfer Ruck im Gestränge die Pferde zum Stehen. Im Gesichte unseres jungen ossetischen Kutschers spiegelte sich eine wilde Erregung, mit der Peitsche deutete er auf die Steppe hinaus und rief: „Abrek, Abrek!“ (Räuber). Etwa 300 Meter schräg vor uns kamen zwei Männer aus einem Gebüsch hervor und näherten sich langsam der Straße, so daß sie uns an einem Punkte derselben abschneiden mußten. Unser Fuhrmann sprang blitzschnell ab, hieß uns aufstehen, kramte mit zitternden Händen in dem Stroh herum, auf dem wir saßen, und zog plötzlich ein Gewehr hervor. Wir setzten uns wieder, und er führte unsern Wagen, in der einen Hand die Zügel eines Pferdes, in der andern das schußfertige Gewehr haltend, langsam vorwärts, sich selbst geschickt durch das Pferd deckend. Die zwei Kerle hatten inzwischen den Straßenrand erreicht, wo sie stehen blieben und uns in aller Gemütsruhe erwarteten. Langsam näher kommend, konnten wir sie genauer ins Auge fassen. Es waren zwei zerlumpte, verwegen aussehende Gestalten mit struppigen, waschechten Banditengesichtern; im Arm hielt jeder eine Flinte, den Zeigefinger am gespannten Hahn. Wir fluchten leise auf unseren Leichtsinn, ohne Waffen auf die Reise gegangen zu sein. Wir waren nur mehr wenige Schritte von den Räubern entfernt, unser Führer — ich erinnere mich noch deutlich seiner grimmig entschlossenen, krampfhaft angespannten Gesichtszüge — hob die Flinte . . . noch einige Schritte, und wir hatten die Strolche erreicht. Es waren einige Momente ungeheurer Spannung, als wir langsam an ihnen vorüberfuhren, aus einem verwilderten Wegelagerergesicht blinkte mich das Weiße zweier böse starrender Augen an, ich war nur mehr von dem einen Gedanken besessen, auf den ersten Knall hin aus dem Wagen zu stürzen, um von meinen einigermaßen boxkundigen Fäusten Gebrauch zu machen. . . . Was die zwei Räuber bewogen hat, in letzter Minute von ihrem Vorhaben, uns auszuplündern, abzustehen, weiß ich noch heute nicht. Vielleicht hatten sie Respekt vor unserem entschlossenen Fuhrmann, vielleicht glaubten sie auch uns im Besitze von Waffen. Sei dem, wie immer: Wir waren jedenfalls froh, daß das so bedrohlich scheinende Abenteuer diesen glimpflichen Ausgang genommen hatte. —

Der Bär

Ein andermal waren wir von Helenendorf aufgebrochen, um den etwas über 3000 Meter hohen Käppäs im Kleinen Kaukasus zu besteigen. Wir, nämlich einige Schüler der Oberrealschule in Helenendorf, eine Lehrerin, mein Reisebegleiter und ich, waren den ganzen Tag marschiert und gegen Abend an die furchtbar steile, fast

ეროვნული ბიბლიოთეკა

senkrecht abfallende Nordwand des Berges gelangt. Hier, in einer Höhe von ungefähr 2000 Meter, machten wir am unteren Ende eines Steingerölles unser Nachtlager zurecht, das heißt, jeder rupfte sich einige Bündel trockenen Alpengrases aus und legte sich, in seinen Mantel gehüllt, darauf. Trotz der bitteren Nachtkälte schliefen wir, da wir ganz erschöpft waren, bald ein. Wir mochten einige Stunden geschlafen haben, als wir durch ein donnerartiges Getöse und Gekrache aufgeschreckt wurden. Wir sprangen auf und da — vielleicht fünf Meter von uns entfernt, trottete über das Steingerölle, im hellen Vollmondlichte deutlich erkennbar, ein riesengroßer Bär! Unter seinen plumpen Tritten lösten sich gewichtige Steine, die den Lärm verursachten. Wir standen noch immer wie entgeistert da, als der Bär schon längst hinter einem Felsen verschwunden war. Schießwaffen hatte niemand von uns mit, und mit einem Taschenmesser bewaffnet den Kampf gegen einen Bären aufzunehmen, bot eine wenig verlockende Aussicht. Wir warteten noch, stumm und regungslos, eine ganze Weile, als aber alles ruhig blieb, legten wir uns fröstelnd wieder hin. Ich muß aber bekennen, daß in dieser Nacht der Furcht und Unruhe kein süßer Schlaf mehr unsere Augen kühlte. Längstvergessene Geschichten von Kämpfen zwischen reißendem Getier und Mensch kamen uns in den Sinn, und als der Mond unterging und es ganz finster um uns wurde, schien unsere Lage noch unheimlicher zu sein. Endlich aber kam der ersehnte Morgen, die Sonne brach sieghaft aus blutrotem Gewölk, und als wir nach beschwerlichem Aufstieg den Gipfel des herrlichen Berges erreicht hatten, als beglückte Augenpaare ihre staunenden Blicke in die glanzvolle Welt der Weite verströmen ließen, als der unbeschreibliche Zauber des Hochgebirges auf unsere Sinne wirkte — da hatten wir die unangenehme Nacht bald vergessen. —

Wenn man „Löcher in die Luft schießt"

Zum Schlusse dieser Reihe von Geschichten, die ich beliebig lange fortsetzen könnte, will ich noch etwas Lustiges erzählen.

Ich war einmal mit einigen Kolonisten auf die Wachteljagd gegangen. Da ich in meinem Leben den Kopf zu viel in Bücher und Noten gesteckt habe, sehe ich sehr schlecht; da die Wachteln leider so kleine Tierchen sind, traf ich sie nicht. Mit mir ging der junge Kolonist Adolf Kraus, ein ebenso guter Schütze als Musikant; er spielte in dem Orchester, das ich leitete, ein Blechinstrument, und ich hatte ihn im Laufe der Jahre sehr lieb gewonnen. Als ich fortwährend daneben, oder wie man in Wien sagt, nur „Löcher in die Luft schoß", meinte er gutmütig spottend: „Ja, moi liaba Kapellmoischtr, 's G'wehr ischt koi Taktstöckle!"

Alois Melichar

Quellennachweis

Seite 4/21, 22/26. Aus: Friedrich Schrenk, Geschichte der deutschen Kolonien in Transkaukasien. Tiflis 1869.

Seite 28/31. Aus: Deutsches Leben in Rußland. Jg. 1.

Seite 34/38. Aus: Waldvogel, Reisebilder aus dem Kaukasus. Schaffhausen 1897.

Seite 38/40. Kölnische Zeitung 1912 Nr. 737.

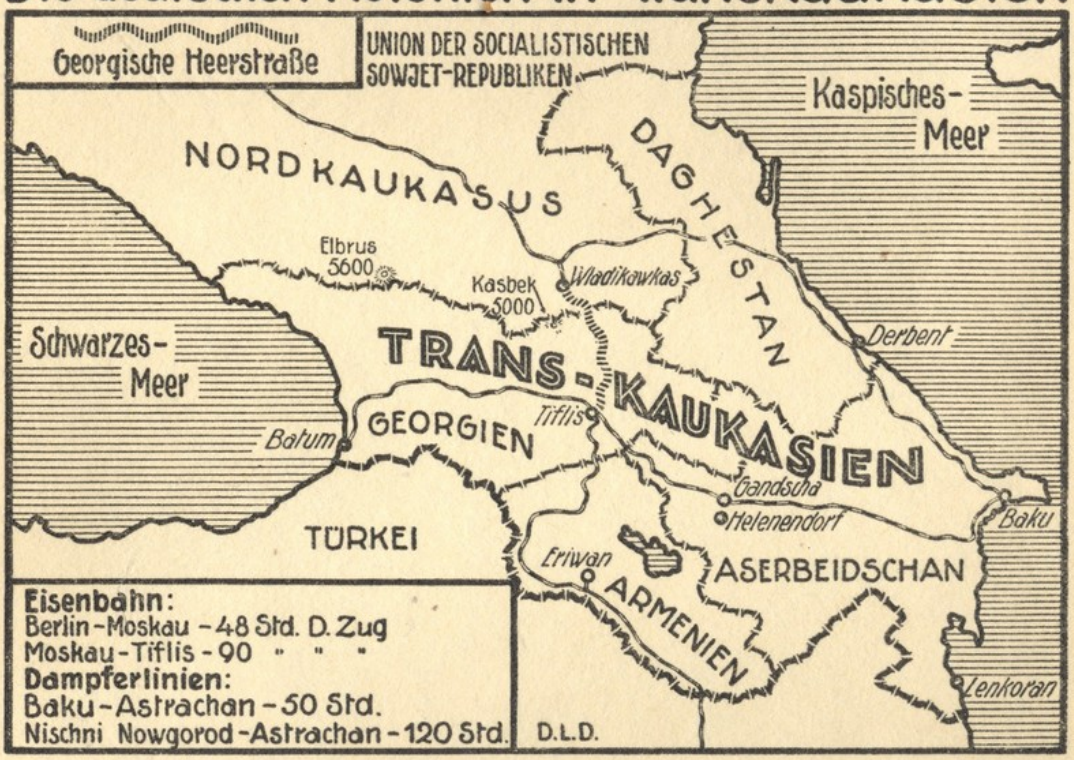
Günter ANTON
673 Neustadt-Hambach
Weinstr. 234
Tel. 06321/80967

ეროვნული ბიბლიოთეკა

Druck von Julius Beltz in Langensalza

18. Dez. 1946

Die deutschen Kolonien in Transkaukasien



Im Anschluß an das vorliegende Heft werden Lichtbildreihen und Filmstreifen zusammengestellt. Bilderlisten und Bezugsbedingungen versendet kostenlos

Deutscher Lichtbild-Dienst G. m. b. H.

Berlin W 35, Potsdamerstraße 41